



Das Herz ans Gute hängen Hilfe - Gerechtigkeit - Friede

Informationsbrief
Nr. 67/1-2011
für
Januar
Februar
März



Jahreslosung 2011:
Lass dich nicht vom Bösen
überwinden, sonder überwinde
das Böse mit Gutem.
Römer 12,21



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

das Böse lassen, das Gute tun: Jede und jeder glaubt doch, dass er/sie das tut, es zumindest ernsthaft versucht, wie es uns die Jahreslosung für 2011 vorgibt. Und doch ist es, wir wissen es, nicht immer einfach, das Böse zu meiden und das Gute zu befolgen. Übermenschen brauchen wir nicht zu werden, wie uns Dekan Klaus Böhm in seiner Andacht entlastet. Gott hat uns angenommen. Macht uns keine Angst. Sondern schenkt uns Zutrauen.

So machen wir uns 2011 auf zum Dresdner Kirchentag: „Da wird auch dein Herz sein“, ist seine Losung. Woran hängen wir unser Herz? An ein gutes Leben für alle, an Gerechtigkeit, an Frieden. Im Kleinen vor unserer Tür, aber auch im Weltmaßstab.

Gut leben ist leicht gesagt. Krieg, Mangel, Katastrophen umgeben uns. Und wo wir in der „Festung Europa“ auskömmlich leben könnten, herrscht dennoch Streit um die beste Organisation unseres an sich guten Lebens. Was steht den Armen zu, die von der Arbeitswelt nicht gebraucht werden oder die so wenig verdienen, dass sie nicht davon leben können? Die kleinliche Rechnerei macht betroffen. Denn auf der anderen Seite sehen wir, dass Milliarden Euro in die Bankenrettung und luxuriöse Verkehrsprojekte fließen. Und dass die Schuldenbremsen bei unseren öffentlichen Haushalten kaum greifen.

Mischen wir uns ein, wie wir es uns kürzlich bei unserer ESW-Jahrestagung in Bonn von kompetenten Referenten und Referentinnen bestätigen ließen. Deren Referate gehen unseren Mitgliedern und Mitstreitern in einer gesonderten Dokumentation zu. Und auch unsere ESF-Tagung, von der der Informationsbrief berichtet, fordert die Unterstützung von Selbsthilfe, Initiativen und aktivem Mitgestalten durch Ältere ein. Zeigen wir also innere Stärke wie die Romanhelden Tennessee Williams', dessen 100. Geburtstag wir im März feiern. Die Alten kommen: Nicht nur auf Kirchentage. Sie beteiligen sich am politischen Diskurs, überprüfen Pflegedienste und Pflegeeinrichtungen mit eigenen Augen und reden, wie Heiner Geißler, mit Streitparteien. Es geht darum, Zeichen zu setzen, wie es uns unsere Andacht sagt. Tun wir es, wünscht mit Ihnen

Ihr



Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 7 Fahrt in die Heilige Nacht

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 9 Jung und Alt miteinander
- 12 Scheinwerfer auf den Schmelztiegel
- 14 Diakonie vor Neustart
- 15 Licht und Schatten
- 15 Weiter keine Teilhabe-Chance
- 16 Nicht mal ein Fieberthermometer

Aktuelle Seniorenthemen

- 17 Die Generationen stützen sich
- 19 Zu schnelle Notenvergabe
- 20 Sich selbst ein Bild machen
- 22 Als Senior bei "CouchSurfing"

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 23 Herzlich nach Sachsen geladen
- 24 Europäisch und weltweit engagiert
- 27 Diplomat im Kirchendienst
- 28 Brücke zur nächsten Generation
- 29 Beständiges und überraschendes Alter
- 37 Diakonie auf breiter Front
- 38 Pilgern mit dem Tagebuch
- 39 Die Krone der Alten
- 40 Lesen leicht gemacht
- 41 Eine Lanze für arme Kinder
- 41 Pressestimmen
- 42 Weiter so!

Hinweise und Mitteilungen

- 42 Für Sie gelesen
- 47 Übersichtliche Mustertexte
- 47 Fachlicher Rat für letzte Dinge
- 48 Letzte Meldung
- 51 Impressum



Andacht
von Dekan i.R.
Klaus Böhm,
Speyer



Gedanken zur Jahreslosung 2011



Röm. 12,21

Wir werden an den Taten gemessen

Was das Böse ist, das glauben wir alle zu wissen. Es ist zumeist das, was die anderen tun und reden. Wir selbst halten uns zwar nicht wirklich für vollkommen und fern von allem Bösen und Schlechten, aber wir glauben nicht, dass wir auf

die Seite der abgrundtief Bösen gehören. Wilhelm Busch, der Maler und große Spötter fasst seine Erkenntnis darüber am Ende seiner Bilder-geschichte „die fromme Helene“ in dem bekannten Vers zusammen: „Das Böse - dieser Satz steht fest - ist stets das Gute, was man lässt“. Ist das eine immer gültige und griffige Definition des Bösen, das für alles und jedes gilt: stets das Gute, was man lässt"? Die Briefe des Neuen Testaments sind keine Sammlung von einzelnen Sprüchen. Ihre Verfasser entwickeln darin Gedanken und übersetzen das Evangelium in den Alltag. So tut es auch Paulus. Die Jahreslosung bildet den Abschluss einer Reihe von Ermahnungen für das Leben der christlichen Gemeinde nach innen und außen.

Da heißt es zum Beispiel: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet. Oder: Ist's möglich, soviel an Euch liegt, so habt mit allen Menschen Frieden. Oder, um ein drittes Beispiel zu nennen: „Rächt euch nicht selbst, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes!“

Vieles an diesen Sätzen erinnert an die Bergpredigt Jesu. Wir fragen uns: Können wir das wirklich in unserem Leben umsetzen? Ist das überhaupt machbar? Sind wir damit nicht völlig überfordert? Welches Menschenbild entwickelt Paulus an dieser Stelle? Hält die Christen damals in Rom und uns heute für Übermenschen, die ein Verhalten an den Tag legen können, das allen unseren Erfahrungen widerspricht? Wir handeln und reden doch ganz bestimmt nicht immer gut und im Sinne Gottes. Wir handeln so, wie wir es für richtig halten und nennen das dann ganz einfach „gut“. Was ist das aber - gut? Der Evangelist Markus erzählt im 10. Kapitel von einer Begegnung Jesu mit einem Unbekannten. Dieser fragt: „Guter Meister, was soll ich tun, damit ich das ewige Leben ererbe?“ Und Jesus antwortet, ohne gleich auf die Frage einzugehen: „Was nennst du gut? Niemand ist gut als Gott allein“. Dann erst kommt die Antwort auf die Frage, in der Jesus auf die Zehn Gebote verweist.

Also: Gut ist Gott allein. Da brauchen wir uns doch nicht wirklich anzustrengen. Bei uns ist

doch Hopfen und Malz verloren. Da brauchen wir uns doch nicht an Stellen zu bemühen, von denen wir ohnehin wissen, dass wir immer wieder versagen werden. Fröhlich sein in Hoffnung, geduldig sein in Traurigkeit und dann noch beharrlich sein im Beten - wer von uns kann von sich behaupten, dass er so lebt? Und schließlich: Das Böse in meinem Umfeld bekämpfen, besiegen, überwinden, nicht indem ich mich wehre und draufschlage, sondern indem ich das Gute entgegensetze. Da hat doch unser Sprachschatz eine ganz andere Empfehlung, die viel realistischer zu sein scheint und erfolgsversprechender dazu: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Was hilft gegen einen „grogen Klotz“? Nach aller Erfahrung doch ein ebensolches Gegenstück, das dem Widersacher zeigt, wo der Hammer hängt, das ihn das Fürchten lehrt und in die Schranken weist? Ist das nicht unsere Erfahrung im privaten Umfeld genau so wie in der großen Politik? Wir können uns doch nicht alles gefallen lassen. Der „grobe Klotz“ lässt sich doch nur beeindrucken von einem ebenso groben Keil! Wir müssen uns wehren, sonst gehen wir unter.

Wir möchten dem eben Gesagten schnell zustimmen, vielleicht ein wenig zu schnell. Denn Paulus hält das Evangelium nicht für eine fromme Theorie, die nicht alltagstauglich ist, die mit der Erde nichts zu tun hat, sondern allenfalls mit einer wie auch immer gearteten himmlischen Welt. Alles was der Apostel in seinen Briefen sagt, schreibt er auf dem Hintergrund dessen, was Jesus von Nazareth gesagt und getan hat. Und Jesus hat nie gesagt, dass die, die zu ihm gehören wollen, nicht auffallen dürfen. Mit anderen Worten: Christen soll man daran erkennen, dass sie ihren Herrn ernst nehmen in ihrem Alltagsleben, dass sie keine Angst davor haben, Gott ernst zu nehmen und damit auch auffallen und sich unterscheiden von vielen anderen, die den groben Keil zur Hand nehmen, wenn sie von einem groben Klotz bedroht werden.

Lassen wir noch einmal Wilhelm Busch sprechen. In seiner schon genannten „frommen Helene“ reimt er auch: „O, hüte dich vor allem

Bösen! Es macht Pläsier, wenn man es ist, es macht Verdruss, wenn man's gewesen“. Wir müssen wieder schmunzeln, wenn wir das lesen. Aber was Busch uns hier mit erhobenem Zeigefinger sagen will, ist nichts als Moral. Paulus aber verkündet keine Moral, sondern die gute Nachricht von der Liebe Gottes zu allen Menschen, also auch zu denen, die dem Bösen Raum geben in ihrem Leben. Jesus sagt aber nicht zu uns: Schlagt drauf, wenn euch Böses widerfährt, sondern „überwindet das Böse mit Gutem“.

Das heißt: Eure Waffe sei das Gegenteil von dem, womit man Euch bedroht. Habt keine Angst, diese Waffe sei zu stumpf und wirkungslos. Habt keine Angst davor, ausgelacht zu werden, wenn ihr euch wehrt mit der Waffe, mit der Jesus sich gewehrt hat: Dem Wort. Und zwar nicht mit dem vernichtenden Wort, das dem Gegner seine Würde nimmt, das ihn verleumdet und in den Schmutz zieht, sondern das ihn noch immer anerkennt als Geschöpf Gottes, das dessen Vergebung braucht wie ich auch. Diese Haltung ist nicht immer leicht. Das weiß auch Paulus. Deshalb schreibt er der Christengemeinde in Rom einen Brief, um sich ihr vorzustellen und um sie zu ermutigen in ihrem Glauben an Christus und in ihrem Tun als Christen. Hier in der damaligen Welthauptstadt wurde diese junge und kleine Gemeinde besonders scharf und aufmerksam beobachtet, so weit sie damals schon von der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde. Das ist aber auch heute noch so. Unsere Gesellschaft, so weit sie nicht selber ein Teil der Kirche ist, sieht nicht so sehr auf das, was in der Kirche gelehrt und gepredigt wird, sondern zuerst auf das, was in ihr gelebt wird und wie sie der Botschaft Jesu folgt oder auch nicht. Es war schon immer von großem Nachteil für die Christenheit, wenn sich herausgestellt hat, dass die Kirche anders lebt als sie lehrt. Dann hat man ihr auch das nicht mehr abgenommen, was in ihr sonntags auf den Kanzeln gesagt wurde. Was dann oft über die Kirche und ihre Glieder gesagt wird, ist oft ungerecht und verzerrt. Aber es ändert nichts daran: Die Christen werden zuerst an ihrem Tun gemessen und nicht an ihrem Glauben.

Paulus schreibt nicht zuerst deshalb einen langen Brief nach Rom. Ihm geht es um die Einheit von Glauben und Tun. Der Glaube an Christus ist für ihn untrennbar verbunden mit dem Gehorsam gegenüber seinem Wort. Eines kann ohne das andere nicht sein. Was heißt aber nun: Lass dich nicht vom Bösen überwinden? Der Begriff „überwinden“ kommt in unserer Sprache heute nicht mehr so oft vor. Es bedeutet so viel wie besiegen, überwältigen. Wir kennen die Redensart: Das hat mich eine große Überwindung gekostet. In jedem Fall hat das etwas zu tun mit Kraftanstrengung und mit etwas, das nicht selbstverständlich ist.

Und in der Tat: Was der Apostel hier von der römischen Gemeinde erwartet, ist alles andere als selbstverständlich. Wem fällt es leicht, in einer Auseinandersetzung immer dem Guten den Vorzug zu geben auch auf die Gefahr hin, dass ich verliere? Verlieren kann ich immer viel: Mein Ansehen, meinen guten Ruf, in manchen Fällen sogar meine Stelle und meinen Arbeitsplatz. Es kann geschehen, dass ich mit meinem bedingungslosen Einsatz für das Gute erhebliche Nachteile in Kauf nehmen muss, schmerzliche finanzielle Verluste und ähnliches mehr. Paulus weiß das. Er hat es am eigenen Leib erfahren. Aber er schwächt seine Aussagen deshalb nicht ab.

Es kann auf dieser Erde durchaus etwas kosten, Christ zu sein. Viele der Frauen und Männer, die sich in den Jahren zwischen 1933 und 1945 dem Widerstand anschlossen, weil sie Christen waren, haben diesen Schritt mit ihrem Leben bezahlt. Wir sind dankbar, dass solche unmenschlichen Verhältnisse in unserem Land und in ganz Europa inzwischen „überwunden“ sind. Aber gerade darum geht an alle von uns die Aufforderung: Lebe Deinen Glauben! Deinen Kopf kostet dich das in unserem Land heute nicht mehr. Nachteile kann es auch heute für dich geben. Aber da stellt sich immer die Frage: Was ist mir mein Glaube wert?

Darauf muss jeder selbst eine Antwort finden. Aber das eine steht fest: Christsein heißt nicht zuerst etwas riskieren, sondern beschenkt werden. Es heißt nicht, vor etwas Angst haben müssen, sondern getröstet sein, es bedeutet nicht etwas verlieren, sondern unendlich viel gewinnen. Darum können wir guten Mutes das neue Jahr 2011 unter der Losung aus dem Römerbrief gestalten. Wir werden alle viele Gelegenheiten dazu haben, dabei unsere Phantasie und unser Talent einzusetzen. Gott gebe uns dazu viel Mut und Tapferkeit!



Vorstand und
Redaktionsteam
des Infobriefes
wünschen den
Leserinnen und
Lesern ein
frohes und
geruhssames
Weihnachtsfest
und alles Gute
für das Jahr 2011

Fahrt in die Heilige Nacht

Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Erst 354 hat Papst Liberius kirchlicherseits die Geburt Jesu Christi (die *vigilia navitatis domini*) zu einem Feiertag erhoben. Sie wurde zunächst auf den 25. Dezember festgelegt und als Heiligabend 1811 einen Tag vorgezogen. Allerdings hat es das Wort „Weihnachten“ oder „die Weihnacht“ erst viel später gegeben. Es kommt mit Luther auf, also im 16. Jahrhundert (er wolt die weynachten bei ihn bleyben). Vierhundert Jahre davor kommt es aus dem Germanischen stammend als Bezeichnung für das mehrtägige Mitwinterfest auf, das seinerseits schon vorchristlich gefeiert worden ist. Mit diesem Fest hatte damals das Jahr begonnen, was so auch noch bei den Karolingern war, um ab dem 17. Jahrhundert der 1. Januar zu werden. Mitte des 19. Jahrhunderts dichtet Theodor Storm: „Von drauss', vom Walde komm ich her; ich muss euch sagen, es weihnachtet sehr.“ Und 1837 hat August Heinrich Hoffmann von Fallersleben gedichtet: „Morgen kommt der Weihnachtsmann“. Seither kennen wir immer mehr kirchliche und weltliche Weihnachtslieder. Der lichtergeschmückte Tannenbaum hält ungefähr seit 1820 Einzug in die deutschen Wohnungen. Als Weihnachtsbaum ohne Kerzen kannte man ihn ab 1642 in Straßburg. Im deutschen Süden wird er zum Christbaum. Sein symbolhaftes ewiges Grün (andernorts waren und sind es z. T. noch die Stechpalme, das Efeu, der Buchsbaum, die Eibe und die Mistel) hat die Wahl bestimmt. Im Süden überwiegen holzgeschnitzte Weihnachtspyramiden. Mit und ohne Tannenbaum gab es, oft sehr kunstvoll gestaltet, die Weihnachtskrippen mit ihren vertrauten Figuren, klein bis naturgroß. Nach und nach kommen die Bescherung und der Gabentisch mit Geschenken hinzu. Es herrscht Geschäftsruhe, und es kommen die gebratene Gans und der gebratene Truthahn auf den Festtisch. Vielfach ist es der Weihnachtskarpfen. Dann freilich, angeführt von Lebkuchen,

Weihnachts- oder Christstollen, auch die von den Kindern besonders begehrten Weihnachtsplätzchen. Um die flitter- und kerzengeschmückten Christbäume mit einem Stern auf der Spitze haben sich immer stärker die Weihnachtsmärkte (im Norden) bzw. Christmärkte (im Süden) entwickelt und verbreitet.

Heutzutage kennen wir das ab Oktober boomende Weihnachtsgeschäft. Man spekuliert förmlich auf die größten Verkaufszahlen des Jahres. Die Einkaufszentren werden zu Konsumtempeln, die glänzender geschmückt sind als die Kathedralen. Das Warenangebot ist unübersehbar. Kaum ist etwas darunter, das es nicht das ganze Jahr über gibt. In Bremen gibt es ein „Weihnachtshaus“, das ganzjährig geöffnet alles Weihnachtliche verkauft, in Salzburg ein Ostereiergeschäft, auch zu jeder Zeit in Betrieb. Aber alles wird verlockender dargeboten und ist wie nie gehäuft. Bis unter die Kuppeln dieser Märkte findet sich alles über und über mit Tannengrün und Sternen, bunten Kugeln und Glocken und Lametta und Lichtern und goldenen Bändern geziert. Dazwischen dröhnt es „Stille Nacht, heilige Nacht“ und „O, du Fröhliche“. Für Eltern vor allem ein Riesenstress, weil ihre Kinder, auf welche die Werbung besonders zielt, doch schon alles haben. Denn man folgt ihrem Verlangen übers ganze Jahr. Handy, PC, Playstation, Iphone, Ipot, etc. etc.; auch das viele Plastikspielzeug aus China; von heute auf morgen kriegen sie es gekauft; denn die Freundin, der Freund haben es schon. Und doch wird, wie wir aus den Nachrichten erfahren, von Jahr zu Jahr der Umsatz im Weihnachtsgeschäft gesteigert.

Wir Alten reisen zu Kindern und Enkeln, die uns zum anderen Ende des Landes hin oder gar ins Ausland, wo sie jetzt leben, über die Feiertage eingeladen haben. Zum Bescherabend. Ob gewollt oder nicht: wir sind in der Rolle des Christkinds oder des Weihnachtsmannes erwartet. Ist doch auch das Fest der Familie, der Liebe, der Freude, der Fröhlichkeit.

Zuvor übersteht man mehrere Stunden im überfüllten ICE. Erste Klasse. Der gesamte Komfort. Keine Kommunikation. Nur einer schwärmt und protzt: die mit einem Commerzberufler gut ver-

heiratete Tochter hat eine Reise ins Sonnig-Südliche spendiert. Geht morgen los und wird geschlagene 14 Tage dauern; alles dabei, Wellnesspaket (Magnetfeldtherapie, Solarium, Beauty- und Kuranwendungen), Fitnesspaket (Sauna, Aroma-Sauna, Wasser- und Teebar, Body-Work-out, Stretch & Relax), Vitalbereich, Frühstücksbuffet mit Bioecke, Hallenbad. Selber schuld, wer sich zuhause in dieser Dunkelheit einen abfriert. Wer halb zuhört, lächelt freundlich und sagt: Das ist ja toll. Aber der etwa Vierziger in der Ecke am Fenster liest nur im Handelsblatt, nimmt nichts zur Kenntnis um sich herum; die ganze Zeit von Hamburg bis Würzburg. Dort erhebt er sich, schnappt seinen Koffer aus dem Gepäcknetz, murmelt etwas wie Tschüss und steigt aus. Gegenüber auf dem anderen Fensterplatz sitzt ein vielleicht Dreißiger, hat beide Ohren mit seinen Kopfhörern verstopft und wiegt rhythmisch Oberkörper und Kopf zu nicht wahrnehmbaren Klängen aus seinem MP3-Player. Neben dem mit der freudenspendenden Reise in die Sonnenwellness betrachte ich einen seriösen Herrn etwas höheren Alters, der sehr konzentriert und nicht ablenkbar in der Partitur zu Händels Messias liest; manchmal blättert er eins zwei Seiten zurück, nickt sich selber zu, bewegt zuweilen den Mund als sänge er. Aus einer erst zu findenden Jackentasche schrillt mit einem mal ein erschreckendes Hundegebell. Eine Dame, die geschlafen hatte, ihren seidenen Schal halb um den Kopf geschlagen, fährt hoch wie von der Tarantel gestochen und stößt einen spitzen Schrei aus, dann empört: gibt's doch nicht, so'ne Unverfrorenheit. Schwer atmend nimmt sie wieder Platz. Wenig später aus der Tasche des Sommerfrischlers zu Weihnachten: lautes Gelächter. „Um Himmels willen, das ist ja mein Handy. Hat Sie hoffentlich nicht gestört, ist doch auch nicht so tierisch.“ Die Dame, die ihren Schlaf nicht wieder gefunden hat, schüttelt den Kopf. Während sie ostentativ durchs Fenster in die mit 250 km/h vorbei rasende Landschaft blickt, läßt diesmal ihr Handy die Eingangstakte der Sinfonie Nr. 40, g-moll, Köchel-Verzeichnis 550 von Mozart erklingen. Über und über errötend grapscht sie in ihrer Handtasche herum

und wird nach einer geschlagenen Minute fündig. Von Würzburg bis Nürnberg, wo ich aussteigen muss, ist die Zeit zu kurz, um noch viel zu lesen oder zu gucken. Ich muss nur noch meine Straßenjacke anziehen und meine grau-



Weihnachtsstilleben. Aquarell von Ingrun Spazier

blaue Kofferbox aus dem Netz holen. Tschüß. Zehn Minuten später befördert mich ein Taxi zu meiner am Stadtrand wohnenden Verwandtschaft. Der Chauffeur ist ein älteres Semester. „Sie wollen nicht etwa zum Christkindlmarkt!?“ „Nein“. „Gut so. Sie müssten mehr als 500 Meter weit Ihr Gepäck schleppen. Da geht nämlich gar nichts mehr.“ „Wo wir hin müssen, ist's Gott sei Dank ruhiger. Ich komme aus Hamburg und hab den Rummel auch über.“ „Da sind wir uns ähnlich. Aber die Zeiten haben sich geändert. Selbst bei den eigenen Leuten weiß man ja nicht mehr, was man schenken soll. Ein Kollege von mir hat

gesagt, seine Enkel stehen immer mehr auf Kriegsspielzeug. Zum Teufel damit!“ HINFORT NICHT MEHR KRIEGEN LERNEN. KOMMT NUN, IHR VOM HAUSE JAKOB, LASST UNS WANDELN IM LICHT DES HERRN ! (Jesaia 2, 1-5)

Ich komme an. Halihalo Begrüßung. Die Kerzen sind bereits angezündet. Oh je! Mein Schwieger- sohn hat schon ausgepackt da liegen, was ich für ihn mitgebracht habe: dieses skandalöse Bestsellerbuch von S., auch mein Familienpuzzle ist bei den ausgepackten Geschenken. Sagen aber auch immer mehreren, was sie gern hätten! „Pack doch aus, wir sind so neugierig“, kommt die Enkelin. Noch im Bad höre ich: „Ist ja mega phantastisch! Dass er so großzügig wäre! Nicht gedacht.“ Ich komme ins Zimmer zurück und traue meinen Augen nicht: meine rollende Koffer- box geöffnet, und obenauf liegt blitzneu ein Apple-Notebook und daneben ein goldbrokat bestickter Morgenmantel.

„Kinder, das stimmt nicht“ sag ich, es ist garnicht mein Koffer!“

„Oh, schade“ hör ich mehrstimmig. Und ich zer- breche mir den Kopf, wie das auf die Reihe zu bringen sei. Und da klingelt das Telefon. Aus Würzburg. „Hier Niedermeier. Sind Sie Herr . . ?“ „Ja. Ich denk mir schon was.“

„Nur gut, dass Sie ihre Visitenkarte im Koffer hatten. Ist aber auch ulkig, dass wir gleiche Koffer haben. Bin heute Abend noch bei Ihnen, um die richtige Ordnung wieder herzustellen.“ Um mich herum ist man anscheinend betrübt, beherrscht sich aber. Sicher denkt man: „Wird schon sein, wie wir's befürchtet haben. Die Alten gehen nicht mit der Zeit.“

Üppiges Abendbrot. Im Hintergrund, leise, nicht wie in den Konsumtempeln, deutsche Weih- nachtslieder. Auch die Übertragung einer Christ- mette.

DENN UNS IST EIN KIND GEBOREN, EIN SOHN IST UNS GEGEBEN, UND DIE HERRSCHAFT IST AUF SEINER SCHULTER; UND ER HEISST WUNDERBAR, RAT, KRAFT, HELD, EWIG- VATER, FRIEDEFÜRST (Jesaia 9, 5-6)

Jung und Alt miteinander Unerwartet nachhaltige Protestaktionen gegen Stuttgarter Bahnhofs-Neubau

Im Schulterchluss der Generationen verläuft der große Protest gegen die Verlegung und Drehung des Stuttgarter Hauptbahnhofs im Zuge des Schnellbahnstrecken-Ausbaus von Stuttgart nach Ulm. Der alte Stuttgarter Kopfbahnhof soll im Rahmen des Projektes „S 21“ unter die Erde kommen. Gegen das zunächst von den etablierten Parteien CDU, SPD und FDP gut geheißenene, neue Bahn-Verkehrskonzept für die neue ICE-Strecke Stuttgart-Ulm mit Untertunnelung des Stuttgarter Hauptbahnhofs und Anbindung der Neubaustrecke an die Messe und den Flughafen Stuttgart hat sich ein massiver Bürger-Proteststurm erhoben. Jung und Alt marschieren gemeinsam gegen das Projekt „S 21“ auf. Viele Ruheständler machen gerade bei den Protestveranstaltungen gemein- same Sache mit Schülern und Studierenden.



Die aus der Zeit der Bürgerproteste in der DDR bekannte Methode der Montags-Demonstrationen lebt in Stuttgart im Winter 2010/11 wieder auf. Obwohl der Montagabend auch Berufstätigen die Teilnahme an den Willensbekundungen für oder gegen „S 21“ ermöglicht, sind bei den Veranstaltungen mit Lesung, Musik und Information auch immer viele junge Menschen und Ruheständler zu sehen. Auch bei den Demonstrationen für die Pläne von Landesregierung, Stadt Stuttgart und Bahn „Pro Stuttgart 21“ findet sich Jung und Alt vereint. Bei solchen Bür-

gerprotesten, so scheint es, machen junge und alte Menschen gemeinsame Sache. Befürworter und Gegner des Neubaus tauschen ihre Argumente nun erst einmal in einem Schlichtungsverfahren unter Mediator Heiner Geißler aus.



Interessen von Jung und Alt

Dass sich Jung und Alt gemeinsam politisch artikulieren, ist aus den Untersuchungen zu politischen Initiativen nichts Neues. Sowohl junge als auch alte Menschen verfügen über ein freieres Zeitbudget als Menschen mittleren Alters mit ihren hohen beruflichen und familialen Verpflichtungen. Auch stehen junge und alte Menschen noch nicht bzw. nicht mehr unter dem Sanktionsdruck von Arbeitgebern und/oder Anstellungskörperschaften, die ihre Optionen in der politischen Auseinandersetzung sanktionieren könnten. Sie haben nichts zu verlieren, wenn sie sich an Demonstrationen beteiligen. Schließlich haben alte Menschen aus einer gewissen konservativen Grundhaltung heraus ein hohes Interesse an Naturerhaltung und sind von daher technischen Großprojekten gegenüber skeptisch eingestellt. Hier treffen sie sich mit dem hohen ökologischen Zukunftsinteresse junger Menschen.

Die bestechende Idee

Die Untertunnelung Stuttgarts mit seinem neuen, von der Nord-Süd- in die West-Ost-Richtung gedrehten Hauptbahnhof mit seinen 15 Meter breiten Lichteinfall-Schächten erscheint als eine bestechende Idee. Für den Durchgangsverkehr von Mannheim/Karlsruhe nach München/Wien

gibt es in Stuttgart keine Kopf-Drehung der Züge mehr und dadurch noch kürzere Haltezeiten. Durch eine neue Gleis-Schleife in südöstlicher Richtung werden über den 9,5 Kilometer langen Fildertunnel auch Messe und Flughafen Stuttgart mit einem eigenen IC-Bahnhof an die Strecke Stuttgart-Ulm angebunden (Filderbahnhof). Im Verein mit dem autobahn-nahen Ausbau der Verbindung Wendlingen-Ulm zur Schnellstrecke ergeben sich rund 30 Minuten Fahrtzeitverkürzung zwischen Stuttgart und Ulm.

Der Öffentlichkeit vorgestellt wurde das Projekt „S 21“ im Jahre 1994. Im Jahr darauf schlossen Bund, Land Baden-Württemberg, Stadt Stuttgart und Deutsche Bahn AG eine Rahmenvereinbarung zur Realisierung ab. Wegen Finanzierungsengpässen wurde das Milliarden-Vorhaben in den Jahren 1999 und 2000 vorübergehend gestoppt und dann 2001 mit der Zusage einer Bundes-Vorfinanzierung wieder weiter betrieben. 2006 erfolgte die Zustimmung des baden-württembergischen Landtags, 2009 die der Deutschen Bahn. Im Dezember 2009 stimmte auch der Verkehrsausschuss des Deutschen Bundestages zu, weil sich das Land Baden-Württemberg zur Vorfinanzierung des erst 2016 fälligen Bundeszuschusses bereit zeigte. Im Februar 2010 wurde der Bau unter heftigen Bürgerprotesten vor allem in Sommer und Herbst 2010 begonnen.

Für das Projekt „S 21“ müssen 55 neue Brücken und 26 Tunnel gebaut und 117 Kilometer Schienen verlegt werden. Bislang vergeben sind Aufträge für den Umbau des Gleisvorfeldes, Arbeiten zur Anpassung der Signalanlagen sowie die Abrissarbeiten am alten Bahnhofsgebäude und der Bau des neuen Bahnhofsgebäudes, in dem die komplette Technik des neuen Bahnhofs untergebracht werden soll. Unzählige weitere Ausschreibungen, etwa für die Neubaustrecke zwischen Wendlingen und Ulm, stehen noch aus. Viele Bauunternehmen zeigen sich an dem Megaprojekt interessiert. So hoffen viele Politiker und Wirtschaftsleute darauf, „S 21“ werde trotz hoher Kosten (die Rede ist momentan von rund acht Milliarden Euro) die Wirtschaft vor allem in Baden-Württemberg beflügeln. Ohne den neuen

Bahnhof sinke die Gegend zur Provinz ab. Arbeitgeberpräsident Dieter Hundt warnt vor „verheerenden Auswirkungen“ bei einem Stopp, auch die Industrie- und Handelskammern der Region kämpfen verzweifelt für den Bau: Es sei „allerhöchste Eisenbahn“, wirbt man etwa in Ulm auf der hauseigenen Website für das Projekt. Berufspendler zwischen Ulm und Mannheim begrüßen den Ausbau.



Die Bahn-Neubaupläne „S 21“ zeigen direkt unter dem neu geplanten S-Bahnhof Mitnachtstraße den neuen, „gedrehten“ Hauptbahnhof mit (gestrichelter) Verbindung zum Bahnhof Flughafen/Messe und weiter entlang der A 8 Stuttgart-München in Richtung Ulm. Skizze: DB

Der Flaschenhals

Doch seit Jahren sind auch die Gegner von „S 21“ auf dem Plan. Beeindruckendes Zahlen- und Faktenmaterial gibt es für beide Positionen, schließlich sind in den vergangenen Jahren unzählige Gutachten und Gegengutachten erstellt worden, da ist für alle etwas dabei. In Stuttgart verlangten im Herbst 2007 Bürger mit 61.193 Unterschriften einen Bürgerentscheid, was der Gemeinderat aber verwarf. Studien, die den langfristigen infrastrukturellen Nutzen des Projekts in Zweifel ziehen, schenken die meisten Industrievertreter keinen Glauben. Vielleicht auch

ein bisschen deshalb, weil die Wirtschaft auf Aufträge im Gesamtvolumen von mehreren Milliarden Euro hoffen darf. Der wichtigste Einwand der Bahnhofsgegner lautet: Die Kosten vor allem für den neuen Bahnhof laufen mit letztlich gegen zehn Milliarden Euro (einschließlich für die Neubaustrecke nach Ulm) aus dem Ruder. Und dann verfehle der Bahnhof seine verkehrspolitischen Ziele komplett. Die Zahl der jetzt 16 Kopfbahnhof-Gleise muss unter der Erde auf acht reduziert werden. Auch die Regional- und S-Bahnzüge werden in den „Flaschenhals“ des neuen West-Ost-Durchflusses gezwängt und kommen so mit dem Fernverkehr ins Gehege. Kommt es im Nahverkehr zu Staus, wird auch der Fernverkehr tangiert. Der unterirdische Bahnhof ist gegen Störungen und Terrorangriffe anfällig. Rettungs- und Entstörungsarbeiten sind kompliziert und langwierig.

Mineralwasser in Gefahr

Und dann bedrohten die für den unterirdischen Bahnhof und die neuen Verkehrsführungen erforderlich werdenden Bohrungen sowohl die darüber liegenden Gebäude (erinnert wird an den Einsturz des Kölner Stadtarchivs) als auch die Wasserversorgung. Abwässer drohten in die Cannstatter Mineralquellen zu sickern und diese zu verunreinigen. Auch hier widersprechen sich jedoch Expertenmeinungen. Schließlich wännen die „S 21“-Gegner handfeste wirtschaftliche Interessen hinter dem Großprojekt, hinter denen Sicherheits- und Ökologie-Interessen zurück stehen müssten. Durch den Untertagebahnhof werde nämlich dort, wo jetzt noch die Kopfbahnhof-Gleise liegen, nämlich mitten in der Stuttgarter Innenstadt, eine Fläche von stattlichen 100 Hektar frei. Auf 50 Hektar sollen Wohnungen und neue Büros entstehen. 11.000 Wohnungen sowie 20.000 Arbeitsplätze, so lautet die Verheißung der Stadt, die der Bahn das Gelände bereits abgekauft hat. Rosige Aussichten also für die Immobilienwirtschaft, auch wenn ein Großteil der Fläche erst nach der Fertigstellung des Bahnhofs 2019 bebaut werden kann. Nur ein Zehntel des gewonnenen Geländes soll dem Schlosspark zugeschlagen werden.

Das Kartell der Profiteure

Für viele „S 21“-Gegner ist das umstrittene Einkaufszentrum ein böses Omen dafür, wie die spätere Bebauung auf den noch frei werdenden Flächen vonstatten gehen soll, und so mancher mutmaßt hinter dem Zuschlag für den Hamburger Einkaufsgalerie-Betreiber ECE schon Mausehelei. Zum „S 21“-Kartell um Baufirmen, Immobilienwirtschaft und Banken gehöre nach Ansicht der „S 21“-Gegner nämlich auch Friederike Beyer: Hamburger Unternehmerin, Lebensgefährtin des Ex-Ministerpräsidenten Günther Oettinger, CDU, und Vorstandsmitglied der von der ECE gegründeten Stiftung „Lebendige Stadt“. Diese Stiftung, die jährlich einen Preis vergibt, Veranstaltungen oder wissenschaftliche Veröffentlichungen unterstützt, wehrt sich aber vehement gegen solche Vermutungen. Man agiere vollkommen unabhängig vom Einkaufszentren-Betreiber ECE und habe zudem nie für „S 21“ geworben. Doch die Stimmung in der Landeshauptstadt ist zu aufgeheizt, als dass derartige Einwände Gehör fänden.

„K 21“ statt „S 21“

Eine vermittelnde Position nehmen in der Diskussion jene ein, die einen Ausbau der IC-Strecke Wendlingen-Ulm zur Fahrzeitverkürzung zwar befürworten, aber im Stuttgarter Bahnhofsgebiet mehr oder weniger alles beim alten Kopfbahnhof belassen wollen. In dieser „K 21“-Variante würde der Kopfbahnhof erhalten bleiben, die Gleis- und Signalanlagen sollten aber modernisiert werden. Der aus Karlsruhe/Mannheim über Feuerbach eintreffende Fernverkehr würde also nach wie vor in den Stuttgarter Kopfbahnhof einlaufen und kopf-verändert über Cannstatt Richtung Ulm/München auslaufen und umgekehrt. Ob es einmal einen IC-Durchgangsbahnhof zwischen Feuerbach und Bad Cannstatt mit Haltepunkt außerhalb des alten Stuttgarter Bahnhofs im Rosenstein-Gelände ohne Fahrtrichtungsänderung gibt, hat sich bislang kaum jemand überlegt. Dabei wäre diese für die S-Bahn als sogenannte T-Spange bereits projektierte Version die nahe liegendste Lösung, wenn dieser Haltepunkt auf IC-Länge ausgelegt würde.

Scheinwerfer auf den Schmelztiegel Zum 100. Geburtstag von Tennessee Williams



New Orleans und der Golf von Mexiko waren in letzter Zeit wegen Naturkatastrophen viel in aller Munde. Doch diese alte Südstaatenregion der Vereinigten Staaten lebte in Europa und der Welt zuvor schon durch das dichterische Werk Tennessee

Williams. Der vor hundert Jahren am 26. März 1911 in Columbus im US-Bundesstaat Mississippi geborene Schriftsteller ist zum Dichter des Mississippi-Deltas schlechthin geworden. Seine Themen waren der Niedergang der alten Südstaaten-Aristokratie, die Selbsttäuschung der Menschen und die Eigenwelt, die sich die Enttäuschten psychologisch zurecht zimmerten.

Tennessee Williams richtete den Scheinwerfer auf die gemischte Bevölkerung dieses Schmelztiegels der aus Europa und Afrika Eingewanderten. Nicht grell, sondern mit der psychologischen Behutsamkeit des großen Erzählers. Vieles, was den Personen seiner Erzählungen und Theaterstücke widerfuhr, hat Williams in seinem Leben selbst erfahren. Vom harten Los seines Vaters, der seine Familie als Schuh-Vertreter durchbringen musste, bis zur eigenen Homosexualität. Der mit seiner „Glasmenerie“ („The Glass Menagerie“) 1944 berühmt gewordene Schriftsteller ging als Thomas Lanier Williams zur Schule und Universität. Seinen Vornamen „Tennessee“ erhielt er von College-Freunden an der University of Missouri, weil er dort mit dem Akzent, der im Bundesstaat Tennessee gesprochen

wurde, auffiel. Tennesseees Großeltern, die er oft besuchte, blieben dort ansässig, wodurch er den Akzent behielt, obwohl er mit seinen Eltern bereits 1918 nach St. Louis im US-Bundesstaat Missouri ziehen musste. Dort lebte er mit seiner aus einer ehemals wohlhabenden Familie stammenden Mutter Edwina Dakin und seinem als Handelsvertreter viel abwesenden Vater Cornelius Coffin Williams in beengten Verhältnissen, die ihn prägten.

Dem an der Columbia-Universität von Missouri 1932 abgebrochenen Studium der Publizistik und Theaterwissenschaft folgte eine Zeit als Gelegenheitsarbeiter. In New York besuchte der angehende Autor die Kurse von Erwin Piscator für junge Dramatiker. Bevor Williams 1944 mit seiner „Glasmenerie“ seinen ersten Bühnenerfolg feiern konnte, war das Manuskript zu „The Glass Menagerie“ während eines kurzen, erfolglosen Aufenthalts bei der Filmwirtschaft in Hollywood abgelehnt worden.

In der „Glasmenerie“ thematisierte Williams mit der sich zu ihren kleinen Glas-Figuren zurückziehenden Laura Wingfield erstmals die Selbsttäuschung seiner Hauptfiguren. Das Thema Lebenslüge sollte auch in weiteren seiner berühmt gewordenen Werke beherrschend werden. So träumt seine Heldin Blanche DuBois in „Endstation Sehnsucht“ („A Streetcar named Desire“, 1947) noch ihrer glücklichen Zeit im begüterten Familiensitz „Belle Rêve“ hinter her, als sie bereits in der Absteige „Flamingo“ logiert. Die Sizilianerin Serafina delle Rose glaubt in „Die tätowierte Rose“ („The Rose Tattoo“, 1951) an die Treue ihres Ehemannes Rosario, obwohl alle um das Verhältnis Rosarios zu Estelle Hohengarten wussten. Und als „Katze auf dem heißen Blechdach“ („Cat on a hot tin-roof“, 1954) fantasiert Ehefrau Margaret „Maggie“ des homosexuellen Brick, von diesem zur Stabilisierung des Familienglücks ein Kind gezeugt zu bekommen; die innere Stärke, die Williams seinen Figuren vermittelt, liest sich in diesem Fall so:

sanft, mit Liebe, und euch euer Leben zurückgibt, wie etwas Kostbares, das ihr Euch entgleiten liebet, und ich kann es! Ich bin entschlossen, es zu tun, und gibt es etwas Entschlosseneres, als eine Katze auf dem heißen Blechdach? Gibt es das, Baby?“

An diesen Schlussworten aus „Die Katze auf dem heißen Blechdach“ werden auch die Kraft und der Symbolgehalt von Tennessee Williams Sprache deutlich, der am 25. Februar 1983 in New York starb. Zugleich lässt Williams in der Figur von Brick seine eigene Homosexualität aufscheinen. Williams' wichtigste homosexuelle Beziehung war die zu seinem Sekretär Frank Merlo. Sie begann 1947 und endete im Jahre 1961, Merlos Krebstod im Jahr 1963 stürzte Williams in eine sieben Jahre andauernde Depression. Während der Zeit ihrer Beziehung gab Merlo Williams emotionale Stabilität, und die damals entstandenen Werke gelten als seine besten.

Williams schöpfte aus den bunten Lebensbildern der Südstaaten-Atmosphäre. Seine Szenen sind oft von unverblümter Deutlichkeit, was ihm zuweilen den Vorwurf der „Südstaatengotik“ eintrug, andererseits aber auch für Lebensfülle und Vitalität steht. Die Seelenbilder, die Williams entwirft, sind von psychologischer Feinfühligkeit, innerer Folgerichtigkeit und Stimmigkeit. Die Symbolik des Dichters ist griffig. So steht die Rose für Mutterschaft, die Gewitterschwüle bringt menschliche Spannungen mit sich, das weiße Kleid manifestiert Unschuld, und der höfliche Mitmensch wird als aufrichtiger Liebhaber fantasiert.

Williams Werk erfreut sich ungebrochener Beliebtheit und Aktualität. Die meisten seiner Bühnenwerke wurden verfilmt. So „Endstation Sehnsucht“ 1951 mit Vivien Leigh und Marlon Brando, „Die Katze auf dem heißen Blechdach“ 1958 mit Elizabeth Taylor und Paul Newman sowie „Das Glasperlenspiel“ 1973 mit Katharine Hepburn.

„Oh, ihr schwachen, schönen Menschen, die ihr mit soviel Anmut aufzugeben versteht. Was ihr braucht, ist jemand, der sich euer annimmt,

Diakonie vor Neustart Kottnik und Griese scheiden aus

In der Spitze des Diakonischen Werks DW der EKD müssen in diesen Wochen neue Leitungspositionen besetzt werden. Ende des Monats September war der Vorsitzende des DW, Pfarrer Klaus Dieter Kottnik, aus gesundheitlichen Gründen vom DW-Spitzenamt zurück getreten.

Der Vorsitzende des Aufsichtsgremiums des DW, des Diakonischen Rates, Württembergs Landesbischof Dr. Frank Otfried July, dankte dem zurückgetretenen Präsidenten Klaus-Dieter Kottnik für sein großes Engagement und seinen Dienst an der Spitze der Diakonie. „Er hat die Fusion von Diakonischem Werk der EKD und Evangelischem Entwicklungsdienst maßgeblich vorangebracht und das Verhältnis zwischen Kirche und Diakonie mit ihren Einrichtungen weiter vertieft. Ich wünsche ihm vollständige Genesung, neues Kräfteschöpfen und neue Lebensperspektiven“, sagte July vor der Diakonischen Konferenz. Der Diakonische Rat schlug als Kandidaten für das Amt des neuen Diakonie-Präsidenten den 62jährigen Diakonie-Chef der Badischen Landeskirche, Johannes Stockmeier, vor. „Der Rat verbindet mit seinem Personalvorschlag die Hoffnung, die Turbulenzen der vergangenen Wochen hinter sich zu lassen und die Voraussetzungen für die Bewältigung der anstehenden Aufgaben und Prozesse zu schaffen“, erklärte Landesbischof July in seiner Funktion als Vorsitzender des Diakonischen Rates in Hannover. Offenbar wurde auf Irritationen angespielt, die sich aus Unternehmensberatungs-Aufträgen der Diakonie an ein Stuttgarter Büro ergeben hatten. An diesen Auftragsvergaben soll auch Kottniks Referent Walter Merz beteiligt gewesen sein, der dieser Beratungsfirma nahe stand. Die Aufträge waren unverzüglich zurück gezogen worden. Ein eingeholter Bericht einer Kölner Wirtschaftsprüfungsgesellschaft ergab keine Vorwürfe auf Vorteilsnahmen.



Johannes Stockmeier

Das DW der EKD beabsichtigt, den neuen Vorsitzenden noch vor Jahresende 2010 bei einer Sondersitzung der Diakonischen Konferenz in Kassel zu wählen. Der in Aussicht genommene Stockmeier ist derzeit Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werkes in Baden. Seit 2001 ist er Mitglied im Diakonischen Rat und seit 2005 Vorsitzender des Finanzausschusses des Diakonischen Rates.

Griese votiert für die Politik
Kerstin Griese, sozialpolitischer Vorstand im DW der EKD, beendet ihre Tätigkeit im Diakonie-Bundesverband zum 31. Dezember 2010. Griese hat den Diakonischen Rat um Auflösung ihres Vertrages gebeten. Die 43jährige Sozialdemokratin rückte im Sommer in den Bundestag nach. Der Diakonische Rat hatte von Frau Griese erwartet, dass sie sich zwischen ihrem Bundestagsmandat und der Vorstandsaufgabe in der Diakonie entscheidet. Sie bleibt nun als MdB primär in der Politik und scheidet aus der Diakonie-Leitung aus.

Mit Griese verliert die Diakonie eine engagierte Führungskraft, die viel dazu beigetragen hat, die Diakonie in der sozialpolitischen Debatte zu stärken. Landesbischof Dr. July, Vorsitzender des Diakonischen Rates des DW, dankte Kerstin Griese für ihr großes Engagement. Sie habe die Themen und Positionen der Diakonie aktiv in die Politik eingebracht und sich unermüdlich für die Belange von sozial benachteiligten Menschen eingesetzt. „Gerade in den vergangenen Monaten, als sich die Diakonie in einer schwierigen Entwicklung befand, hat Frau Griese viel dazu beigetragen, das sozialpolitische Profil der Diakonie weiterzuentwickeln“, sagte July.



33. Deutscher
Evangelischer Kirchentag
Dresden 1.-5. Juni 2011

Licht und Schatten Diakonie bewertet Gesetz- entwurf zur Grundsicherung gemischt

Der Gesetzentwurf zur Grundsicherung muss nach Ansicht der Diakonie differenziert betrachtet werden. "Eine abschließende Bewertung können wir heute noch nicht vornehmen, weil durchaus positive Schritte noch nicht mit Zahlen unterlegt sind. Noch ist offen, in welchem Umfang tatsächlich zusätzliche Leistungen gewährt werden. Völlig unklar ist, auf welcher Bemessungsgrundlage dies geschieht und welche Mittel für die Reform insgesamt bereit gestellt werden", sagt Kerstin Griese, Vorstand Sozialpolitik im Diakonie Bundesverband am Donnerstag in Berlin.

Noch sei nicht bekannt, wie die Bundesregierung die Einkommens- und Verbrauchsstichprobe zukünftig auswerten will. Im Gesetzestext sei nur noch von "hinreichenden Fallzahlen" die Rede. "Man hat zwar diejenigen aus der Berechnung heraus genommen, die ausschließlich Grundsicherungsleistungen beziehen. Zum Maßstab für die Höhe des typischen Verbrauchs werden jedoch auch diejenigen gemacht, die neben dem Arbeitslosengeld-II im geringen Umfang jobben. Statt klar festzulegen, dass das unterste Fünftel der Einkommensbezieher Maßstab bleibt, wird das offen gelassen", kritisiert Griese. "Positiv ist, dass erstmals Bildungs- und Teilhabebedarfe nicht nur ausdrücklich anerkannt, sondern tatsächlich ein zusätzlicher Leistungsanspruch darauf begründet wird", betont Griese. Gefördert werden sollen der notwendige Schulbedarf, die Teilnahme am gemeinsamen Mittagessen, an Schulausflügen und an Klassenfahrten sowie weitere Bildungsaktivitäten oder auch Nachhilfeunterricht. "Wenn dafür ausreichend Geld zur Verfügung gestellt wird, hätten Schulkinder und Kinder in Kindertagesstätten neue Chancen auf Teilhabe", sagt Griese. Allerdings sei noch nicht klar, wie das umgesetzt werden soll.

Positiv bewertet die Diakonie auch, dass im Gesetzesentwurf nicht mehr von "Hilfebedürftigen" geredet wird, sondern von "Leistungsberechtigten", die ein gesetzlich verankertes Recht in Anspruch nehmen. Die Diakonie sieht im Gesetzesentwurf echte Bemühungen, sich bei der Ermittlung von angemessenen Wohnkosten am örtlichen Mietspiegel zu orientieren und nachvollziehbare und unbürokratische Lösungen zu finden. "Unverständlich ist allerdings, warum den Kommunen dennoch ermöglicht werden soll, eine Pauschalierungslösung zu wählen, wenn das jeweilige Bundesland das vorsieht", kritisiert Griese. Damit werde das Recht auf Grundsicherung in regional unterschiedliche Ausgestaltungsformen zersplittert. "Wohnkostenpauschalen bleiben regelmäßig hinter den tatsächlichen Mietpreisen zurück. Die Konzentration von sozialen Problemlagen in bestimmten Vierteln nimmt dadurch zu. Die Diakonie rät dringend von der Einführung dieser Pauschalen ab."

Als inakzeptabel bezeichnet die Diakonie die verschärften Sanktionsregelungen. "Anstatt die Suche nach individuellen Lösungen zu ermöglichen, werden die letzten Ermessensspielräume abgeschafft. Nach wie vor ist es möglich, dass dadurch große Not entsteht", betont Griese. Die Diakonie hat ihre Forderungen an die Reform der Grundsicherung in einem Positionspapier zusammengestellt. Dazu gehören vor allem die Verbesserung der Bildungschancen aller Kinder, um sie nachhaltig vor Armut zu schützen, sowie eine deutliche Korrektur an der bisherigen Rechtslage und Rechtspraxis.

Weiter keine Teilhabe- Chance Diakonie nennt Hartz-IV- Neuregelung skandalös

Für skandalös hält das Diakonische Werk der EKD die von der Bundesregierung im Herbst 2010 mitgeteilte, geplante geringe Erhöhung der Hartz-IV-Regelsätze. Sie sollen monatlich um

fünf Euro auf 364 Euro steigen. Die Sätze für Kinder sollen auf dem jetzigen Stand von je nach Alter zwischen 215 und 287 Euro monatlich verbleiben. Allerdings will die Bundesregierung rund 620 Millionen Euro mehr an Sachleistungen für bedürftige Kinder aufbringen. Davon sollen warme Mittagessen, Schulmaterial, Lernförderung sowie Musik und Sport finanziert werden. Die Diakonie hält die Anhebung der Regelsätze für völlig unzureichend. „Mit diesem Regelsatz haben arme Menschen weiterhin keine Chance, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Nach unseren eigenen Einschätzungen müsste der Regelsatz deutlich über 400 Euro liegen“, sagte Kerstin Griese, SPD-Bundestagsabgeordnete und sozialpolitischer Vorstand des Diakonischen Werks der EKD. Griese stellt die Berechnungsgrundlagen in Frage. Im Gesetzentwurf würden knapp 20 Euro für Alkohol oder Tabak herausgerechnet. Das treffe auch jene, die diese Genussmittel nicht konsumieren. Griese: „Unter diesem populistischen Rechentrick leiden vor allem die Kinder. Diese 20 Euro fehlen jetzt im Gesamtbedarf, zum Beispiel für gesunde Lebensmittel oder warme Kleidung.“



SPD-MdB und DW-Vorstand Kerstin Griese. Foto: PR

Verwunderliche Statistik
Etwas zurückhaltender äußerte sich die EKD. Man werde die Anpassung der Hartz-IV-Sätze „sehr genau überprüfen“, sagte der amtierende EKD-Ratsvorsitzende, Präses Nikolaus Schnei-

der (Düsseldorf), laut einer Mitteilung des EKD-Kirchenamts in Hannover. Es sei „sehr verwunderlich“, dass die Erhebungen des Statistischen Bundesamts „eine Erhöhung der Sätze um nur fünf Euro und angeblich sogar eine Kürzung der Sätze für Kinder“ nahelegten. Schneider begrüßt jedoch, dass die Bundesregierung für Kinder aus einkommensschwachen Familien zusätzliche Sachleistungen bereitstellen will. Die Form, wie diese erbracht werden, dürfe die Kinder aber nicht diskriminieren oder stigmatisieren.

Nicht mal ein Fieberthermometer Diakonie fordert Neuberechnung der Regelsätze

Nach Auffassung der Diakonie weist das Verfahren, mit dem die neuen Hartz-IV-Regelsätze ermittelt wurden, zahlreiche Schwächen auf. In einer Stellungnahme zu den „Referentenentwürfen der Bundesregierung zur Grundsicherung“ kritisiert die Diakonie unter anderem, dass die Bemessungsgrundlage nach unten korrigiert wurde. „Man nimmt nicht mehr die unteren 20 Prozent der Einkommen als Grundlage für die Berechnung der Bedarfe von Erwachsenen, sondern nur noch die unteren 15 Prozent“, erklärte Kerstin Griese, sozialpolitischer Vorstand im Diakonischen Werk der EKD, in Berlin zum Referentenentwurf der Regierung. Kritisch gesehen wird außerdem, dass viele Ausgaben willkürlich herausgerechnet wurden. „Die neuen Regelsätze gehen davon aus, dass Hartz-IV-Empfänger keinen Tropfen Alkohol trinken, Grünpflanzen und Haustiere abschaffen und weder ein Fieberthermometer noch eine Küchenuhr brauchen. Das erscheint uns doch sehr realitätsfremd. Nicht nachvollziehbar ist für uns auch, dass weder Zuzahlungen beim Arzt oder im Krankenhaus noch medizinische Hilfsmittel bei der Berechnung berücksichtigt wurden“, kritisierte Griese weiter. Die Diakonie setzt

sich außerdem für den Ausbau einer weitgehend beitragsfreien sozialen und Bildungs-Infrastruktur für Kinder und Jugendliche ein. „Dies würde allen Familien mit geringem und ohne Einkommen zu Gute kommen“, betonte Griese. Neben der Förderung durch pädagogische Einrichtungen halte die Diakonie eine personengebundene Förderung für notwendig. Kinder hätten eigene spezifische Bedarfe, die in den Regelsätzen berücksichtigt werden müssten. „Die Kinderregelsätze quasi einzufrieren und notwendige Leistungen in ein Gutscheinsystem für Nachhilfeunterricht, Mittagessen, Musik- und Sportangebote zu verlagern, erscheint uns nicht sinnvoll, so lange eine Stigmatisierung nicht ausgeschlossen werden kann und die praktische Umsetzung noch unklar ist“, sagte Griese.

Die Diakonie vermisst im vorliegenden Referentenentwurf, dass die im Bundesverfassungsgerichtsurteil formulierte Kritik umgesetzt wird. Sie fordert daher eine Neuberechnung der Regelsätze. „Im Rahmen der Haushaltskonsolidierung werden sozial benachteiligte Menschen bereits zur Kasse gebeten. Die Kürzungen bei den arbeitsmarktpolitischen Integrationsleistungen, die Abschaffung der Rentenversicherungsbeiträge, die Streichung des Elterngeldes für Hartz-IV-Empfänger sowie die Einsparungen beim Wohngeld stehen in keiner Relation zu den Ausgaben für Bildungs- und Teilhabeleistungen für Kinder sowie die geringfügige Regelsatzerhöhung“, erklärte Griese.

Gott ist nicht nur die Burg, in der ich mich geborgen fühle. Gott ist auch der Raum der Stille, in den ich eintreten kann, damit meine Seele still wird.

Erich Franz

Die Generationen stützen sich Zusammenhalt im Familien- und Freundeskreis zählt

Es gibt keinen Konflikt der Generationen. Das geht aus dem Deutschen Alterssurvey hervor, den Bundesfamilienministerin Kristina Schröder am 8. September 2010 vorgestellt hat. Die Untersuchung gibt einen Überblick über die Lebenssituation älterer und alter Menschen in Deutschland. Wichtigste Erkenntnis: Der Zusammenhalt im Familien- und Freundeskreis ist für Ältere weiterhin von zentraler Bedeutung.

Aus urheberrechtlichen Gründen haben wir das Bild gelöscht.

Wichtige Ergebnisse

Professor Dr. Clemens Tesch-Römer vom Deutschen Zentrum für Altersfragen Berlin stellte sechs zentrale Befunde der nunmehr dritten Befragungswelle des Deutschen Alterssurveys vor. Sie zeichnen ein differenziertes Bild vom Alter.

1. Gesundheit: Die „Alten der Zukunft“ sind gesünder als vor ihnen geborene Jahrgänge.
2. Materielle Lage: Den Menschen in der

zweiten Lebenshälfte geht es im Durchschnitt finanziell recht gut, aber sie machen sich Sorgen um die Zukunft.

3. Partnerschaft: Die Lebensformen im Alter werden bunter und zum Teil fragiler.

4. Generationen: Die Familien halten zusammen, aber sie wohnen nicht mehr so nah beieinander.

5. Arbeitsmarkt und Ehrenamt: Ältere Menschen spielen auf dem Arbeitsmarkt und in der Zivilgesellschaft eine immer wichtigere Rolle.

6. Altersbilder: Obwohl Altersdiskriminierung eine Tatsache ist, werden Altersbilder positiver.

Daten zur Lebenssituation

Die Befragung liefert interessante Zahlen über die Lebenssituationen der Menschen in der zweiten Lebenshälfte. Dazu einige Beispiele:

- 2008 kümmerte sich jeder Siebte zwischen 40 und 65 Jahren um einen hilfe- und pflegebedürftigen Menschen. Jeder Dritte sorgte für einen nahen Angehörigen mit Pflegebedarf und immerhin jeder Fünfte für jemanden außerhalb des engsten Familienkreises.
- Gerade ältere Menschen wollen sich engagieren: 28 Prozent der 40- bis 85-Jährigen, die nicht Mitglied eines Vereins, einer Gruppe oder Organisation sind, wären an einem Engagement interessiert.
- 61 Prozent der 70- bis 85-Jährigen sind verheiratet - so viele wie noch nie, 89 Prozent haben Kinder und 77 Prozent Enkelkinder.
- Gegenwärtig finden die meisten 40- bis 85-Jährigen emotionale Nähe und Unterstützung bei ihren Partnerinnen oder Partnern und ihrer Familie. Parallel dazu wächst die Bedeutung

von Freundschaft, Nachbarschaft und Kollegenkreis.

„Jung und Alt unterstützen sich in vielen Bereichen und nehmen sich Zeit für Verantwortung. Das macht mir Mut, dass wir den demografischen Wandel erfolgreich gestalten können“, erklärte die Bundesfamilienministerin. Trotz zunehmender Mobilität seien Familien nach wie vor füreinander da. Das sei vor allem für ältere Menschen wichtig, die der Pflege bedürfen. „Deshalb werden gerade sie und ihre pflegenden Angehörigen von der Familienpflegezeit profitieren, die ich einführen möchte“, so Kristina Schröder.

Der Deutsche Alterssurvey

Der Deutsche Alterssurvey DEAS ist eine umfassende Untersuchung der „zweiten Lebenshälfte“, also des mittleren und höheren Erwachsenenalters: Regelmäßig befragt werden Menschen ab 40 Jahren. Die Untersuchung liefert einzigartige Daten zur langfristigen Beobachtung und Analyse von Alternsprozessen im gesellschaftlichen Wandel. Der DEAS stellt Informationsgrundlagen für politische Entscheidungsträger und die interessierte Öffentlichkeit sowie Daten für die wissenschaftliche Forschung bereit. Die Befragungen wurden bereits in den Jahren 1996, 2002 und 2008 durchgeführt. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend fördert den DEAS. (Bitte beachten Sie die Grafik auf der nächsten Seite, die noch zu diesem Artikel gehört aber leider auf dieser Seiten keinen Platz mehr hatte).

WAS ICH MUSS

Ich muss nicht der Größte sein,
nicht der Stärkste
nicht der Beste
nicht der Reichste
nicht der Klügste
nicht der Schönste
nicht der Erfolgreichste
nicht der Wichtigste.
Nur Sein Kind.

RENARD F. LEP

Sechs zentrale Befunde des Dritten Deutschen Alterssurvey		
Gesundheit: Die Alten der Zukunft sind gesünder als vor ihnen geborene Jahrgänge	Materielle Lage: Den Menschen in der zweiten Lebenshälfte geht es im Durchschnitt finanziell recht gut, aber sie machen sich Sorgen um die Zukunft	Partnerschaft: Die Lebensformen im Alter werden bunter - und zum Teil fragiler
Generationen: Die Familien halten zusammen, aber sie wohnen nicht mehr so nah beieinander	Arbeitsmarkt und Ehrenamt: Ältere Menschen spielen auf dem Arbeitsmarkt und in der Zivilgesellschaft eine immer wichtigere Rolle	Altersbilder: Obwohl die Altersdiskriminierung eine Tatsache ist, werden Altersbilder positiver

Zu schnelle Noten- vergabe Diakonie im Rheinland fordert: Pflege-TÜV bis zur Reform aussetzen

Die Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe (RWL) fordert angesichts anhaltender Kritik das System der Pflegenoten auszusetzen und zu reformieren. Ziel einer gründlichen Überarbeitung müsse eine seriöse und ehrliche Transparenz des „Pflege-TÜV“ sein, sagte der Vorstandssprecher der Diakonie RWL, Pastor Günther Barenhoff, am Dienstag in Düsseldorf. Die festgestellten Mängel am Benotungssystem müssten ausgeglichen werden. Seit Juli 2009 werden Alten- und Pflegeheime überprüft und die Ergebnisse im Internet veröffentlicht.

Der Diakonie-Dachverband für Rheinland, Westfalen und Lippe hat am Dienstag seine Kritik an den Pflegenoten in einer Broschüre mit dem Titel „Diakonische Zwischenrufe_02: Schaffen Pflegenoten Transparenz?“ vorgestellt. In der Stellungnahme werden die Mängel im Benotungssystem aufgezeigt, sowie die aktuelle fachliche und juristische Diskussion um die Pflegenoten dokumentiert.

Der Geschäftsbereichsleiter für Pflege, Alten- und Behindertenarbeit in der Diakonie, Ulrich Christofczik, kritisierte, dass die Pflegenoten zu schnell und nicht gründlich genug eingeführt worden seien. „Das Bewertungssystem wurde unter politischem Druck mit heißer Nadel gestrickt“, sagte der Pflege-Experte. Ein Neustart des Bewertungssystem müsse seriös vorbereitet werden. Dazu gehöre auch, die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Studie zum „Pflege-TÜV“ abzuwarten, forderte Christofczik.

Die Hauptkritik der Diakonie-Vertreter richtet sich gegen die sogenannten Transparenzberichte, die methodisch mangelhaft seien und keine Klarheit für den Verbraucher schafften. „Sie messen und dokumentieren nicht die tatsächliche Qualität der Pflege in Altenheimen und Diakoniestationen“, sagte Christofczik. Neben Pflege-Experten hatte in den vergangenen Wochen auch Familienministerin Kristina Schröder (CDU) Verbesserungen bei den Pflegenoten gefordert. Entscheidend sei die Auswahl und die Einheitlichkeit der Vergleichskriterien, damit auch seriöse Ergebnisse zustande kämen, erklärte Schröder.

Nach Angaben der Diakonie RWL sind mittlerweile bundesweit knapp 60 Prozent der Alten- und Pflegeheime bewertet worden. Dabei erhielten die ambulanten Dienste eine Durchschnittsnote von 1,9 und die Heime im Durchschnitt die Note 2,1. Patientenschützer und Pflege-Fachleute kritisierten die Noten als realitätsfern. Die Einrichtungen würden zu gut bewertet, bemängelte unter anderem der Münchner Sozialpädagoge

und Pflege-Experte Claus Fussek. Die Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe ist nach eigenen Angaben der größte diakonische Landesverband und einer der größten Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege. Der Verband repräsentiert 4.900 evangelische Sozialeinrichtungen, in denen 330.000 Mitarbeitende hauptamtlich oder ehrenamtlich tätig sind. Im Bereich der Altenhilfe sind knapp 500 stationäre und 285 ambulante Pflegeeinrichtungen Mitglieder der Diakonie RWL.

Sich selbst ein Bild machen Noten des Pflege-TÜV hinterfragen

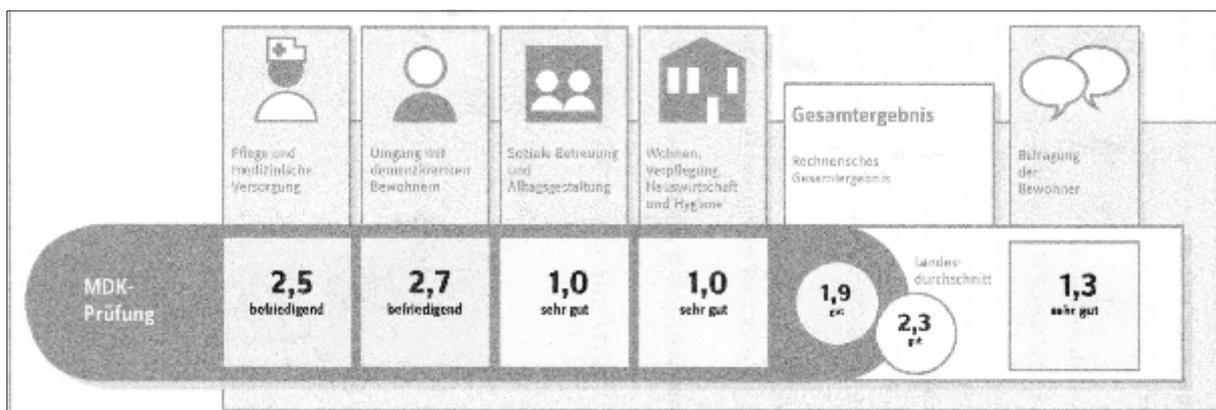
Es kann schnell gehen: Eine irreparable teilseitige Gehirnblähmung nach einem Schlaganfall. Aber auch langsam voran schreiten: Eine fortschreitende, sich für das Umfeld immer belastender und überlastender auswirkende Demenz eines hochaltrigen Familien-Angehörigen. In jedem Fall mag sich als Betreuungslösung auf Dauer das

Pflegeheim als unerlässlich erweisen. Ein Netz von stationären Pflegeeinrichtungen ist da. In Deutschland befindet sich von den rund 2,2 Millionen

Pflegebedürftigen mit etwa 700.000 Heimbewohnern ein Drittel in stationärer Pflege. Umstrittene Benotungen (analog der schulischen Notenskala) geben einen ersten Überblick über die Qualität dieser Heime.

Wie kommt man nun an diese Benotungen der Pflegeheime heran? Übrigens werden auch die ambulanten und teilstationären Pflegeeinrich-

tungen (also Sozialstationen und die Tagespflege) nach den Qualitätsprüfungen des Medizinischen Dienstes der Kranken- und Pflegekassen MDK benotet. Doch Vorsicht ist geboten. Hinter der Gesamtnote verbergen sich wie bei einer Zeugnis-Durchschnittsnote Einzelnoten für einzelne Leistungen und Eigenschaften der Heime und Einrichtungen. Und dann hat der MDK bei weitem noch nicht alle Institutionen überprüft. Derzeit, im Winter 2010/11, dürfte bundesweit erst ein Drittel der Heime und Dienste zertifiziert und benotet sein. Dann geht es also schnell, weil die Kranken- und Pflegekassen-Verbände die Ergebnisse und Benotungen ins Internet stellen. Hier eine Beispiels-Benotung eines Heimes aus dem Internetportal www.pflegelotse.de der Ersatzkassen für ein im Jahre 2010 vom MDK eingestuftes Heim mit 125 Bewohnern (weitere Internetadressen zum Aufrufen von Beurteilungen über Pflege-Einrichtungen finden sich am Ende dieses Beitrags). In dieser Hinsicht sind die Einstufungen nach den Prüfungen durch den MDK des jeweiligen Landes für die einzelnen Bereiche der Heimarbeit schon einmal fürs erste aufschlussreich. Benotet werden folgende vier Qualitätsbereiche Pflege



Beispiel-Beurteilung eines Pflegeheims: Hinter der guten Gesamtnote von 1,9 verbergen sich je eine „Befriedigend“ für Pflege und medizinische Versorgung (2,5) und für den Umgang mit Demenzen (2,7). Skizze: Pflegelotse.de

und medizinische Versorgung, Umgang mit demenzkranken Bewohnern, Soziale Betreuung und Alltagsgestaltung, Wohnen, Verpflegung, Hauswirtschaft und Hygiene.

Schöner Speiseplan statt Sturz-Vermeidung
 Noch mehr Informationen erhält man, wenn man noch tiefer in die einzelnen Prüfkriterien des MDK für die vier Bereiche einsteigt, die in den von den Pflegekassen ins Internet gestellten Berichten angehängt sind. So finden wir beispielsweise in unserem mit der Gesamtnote „Gut“ (1,9) versehenen Heim im Bereich „Pflege und medizinische Versorgung“ nur eine Note 4,4 für die Durchführung der erforderlichen Dekubitusprophylaxe (Vorsorge gegen Druckgeschwüre) und eine 4,9 für die Vorsorge gegen Stürze. Im Bereich „Umgang mit Dementen“, in dem unser Heim mit 2,7 ja die schlechteste Note hat, ziehen je eine mangelhafte Note von 5,0 für die Berücksichtigung der Biografie der Bewohner bei der Tagesgestaltung, für die Dokumentation des Wohlbefindens der Bewohner mit Schlussfolgerungen für Verbesserungen des Pflegealltags, sowie für Angebote zu Bewegung, Kommunikation und Wahrnehmung nach unten. Diese Mängel glich das Heim unter anderem mit Prädikaten „Sehr gut“ (1,0) für die Veranstaltung jahreszeitlicher Feste und für das Vorhandensein eines Beschwerdemanagements (im Qualitätsbereich „Soziale Betreuung und Alltagsgestaltung“), sowie ebenfalls mit 1,0 für die Bewohner-Mitwirkung bei der Gestaltung der Gemeinschaftsräume und für den gut lesbaren Aushang des Speiseplanes (im Qualitätsbereich „Wohnen, Verpflegung, Hauswirtschaft und Hygiene“) aus. Man muss also schon sehr genau hinter die Dinge sehen, um zu erfahren, ob die besonderen Mängel in der Heimversorgung, nämlich Druckgeschwür-Vermeidung, ausreichende Flüssigkeits-Gabe, zureichende Sturz-Vorsorge und individuelle Biografie-Orientierung auch gewährleistet sind. Was auffällt, ist die Tatsache, dass Seelsorge und religiöse Betreuung außer der Sterbebegleitung bei den MDK-Prüfkriterien gar nicht vorkommen.

Teure Heime nicht immer vorn
 Nicht immer sind die teuersten Heime qualitativ auch die Besten. Das hängt mit den Rücklagen zusammen, die die verschiedenen Heimträger unterschiedlich zu den laufenden Entgelten der Sozialleistungsträger (Pflegekassen, Sozialämter) und der Bewohner (Eigenanteile von etwa 800 bis 1.200 Euro monatlich) in die Heimarbeit stecken können und mit den unterschiedlich erhobenen Investitionszulagen für die Baukosten der Heime. Wir haben einmal den Versuch gemacht, für fünf Pflegeheime einer mittelgroßen Stadt von 50.000 Einwohnern die MDK-Gesamtbewertung und die monatlichen Pflegekosten miteinander zu vergleichen. Die folgende Tabelle gibt darüber Aufschluss, dass sich für die fünf Heime A, B, C, D und E diese Qualitätsreihenfolge von Platz eins bis Platz fünf mit der Notenfolge 1,3 (für Heim A), 1,9 (für B), 1,9 (für C), 3,0 (für D) und 3,3 (für E) ergibt. Nach der Entgelthöhe stellt sich aber die Reihenfolge so dar: Zuerst kommt wieder Heim A (preiswertestes Heim, obwohl bestes), dann aber folgen Heime D und E (qualitativ am schlechtesten bewertetes Heim E liegt preislich in der Mitte), während B und C (die beiden mit Note 1,9 gut bewerteten Heime) die beiden teuersten Heime sind. Immerhin machen die Preisunterschiede in Pflegestufe III monatlich rund 250 Euro aus.

Fünf Pflegeheime einer mittleren Stadt

Heim	Gesamtnote	Monatlich zu zahlende Pflegeentgelte		
		Pflegestufe I Kasse gibt 1.023 €	Pflegestufe II Kasse gibt 1.279 €	Pflegestufe III Kasse 1.510 € bzw. 1.825 €
A	1,3	1.820,33 €	2.171,38 €	2.756,05 €
B	1,9	1.907,03 €	2.279,67 €	2.899,04 €
C	1,9	2.002,24 €	2.378,84 €	3.005,80 €
D	3,0	1.851,06 €	2.197,24 €	2.774,00 €
E	3,3	1.860,18 €	2.216,71 €	2.811,11 €

Vergleiche von Preisen und Leistungen sind für souveräne Kunden reizvoll. Der kurzfristig auf einen Heimplatz angewiesene Pflegebedürftige ist aber in den seltensten Fällen ein souveräner Nachfrager, der die Umsicht und die Zeit besitzt, Heime in Augenschein zu nehmen und zu vergleichen. Das müsste er entweder getan haben,

bevor der Heimübertritt akut wird. Oder aber seine Verwandten, Freunde oder Bekannten müssen dies für ihn tätigen. Auch bei rechtzeitiger und/oder fremder Information über die Angebote und die Kosten der Heime wird eine Auswahl nicht immer möglich sein, weil Heimplätze kurzfristig oft gar nicht zur Verfügung stehen. Es kommt inzwischen auch vor, dass Heimbetten und Heimplätze zwar (gebäudemäßig) vorhanden sind, wegen Personalmangels aber dennoch nicht belegt werden können. Dieser Zustand personeller Nicht-Betreubarkeit könnte künftig sogar noch gravierender werden.

Die Atmosphäre macht's
Was Zahlen nicht unbedingt widerspiegeln können, sind die Freundlichkeit, die zugewandte Atmosphäre und die persönliche Zuwendung, die die Bewohnerinnen und Bewohner im Heim erfahren oder weniger spüren. Diese informelle Qualität kann man nur ermitteln, wenn man selbst Heime besucht. Sei es, dass man Besuche bei Verwandten, Freunden oder Bekannten macht, die in Heimen leben. Sei es, dass man als Besuchsdienstleistender oder sonst ehrenamtlich Tätige bzw. Tätiger in die Heime kommt. Hier kann man in Gesprächen und Beobachtung sowohl bei Bewohnerinnen und Bewohnern als auch beim Personal viel von der Atmosphäre und vom guten Geist, der in einem Heim herrscht, erfahren. Sekundäre Qualitätsmaßstäbe können daneben noch das Spendenaufkommen eines Heims sein und seine Beliebtheit und Gefragtheit für Praktikantenplätze.

Internet-Adressen zum Aufruf der Pflege-Qualitätsangaben sind neben dem erwähnten Portal www.pflegelotse.de der Ersatzkassen die Seiten www.aok-gesundheitsnavi.de der Allgemeinen Ortskrankenkassen, www.bkk-pflege.de der Betriebskrankenkassen mit der Pflegedatenbank PAULA und www.der-pflegekompass.de der Knappschaft.

Als Senior bei „CouchSurfing“ Jung und Alt finden bei Quartiergabe zusammen

von Dr. Dietmar Eisenhammer, Wiesbaden

Normalerweise surft man im „Computer“. Was heißt denn jetzt: Eine „Couch“ zu surfen? Ganz einfach: CouchSurfing (CS) ist ein weltweites und kostenloses Internetnetzwerk mit heute über zwei Millionen Mitgliedern in 238 Ländern. Die Mitglieder nutzen dieses System, um auf Reisen in irgendeiner Stadt eine „Couch“ zum Schlafen zu bekommen. Man findet auch ganz einfach nur Leute, die einem die Stadt zeigen und sie damit aus ihrer eigenen Ortskenntnis näher bringen wollen. Als Mitglied kann man in seinem „Profil“, das jeder im Netz liest, eine „Couch“ für andere anbieten oder nur für einen Stadtrundgang oder für ein geselliges Treffen in der eigenen Stadt, also „Coffee and Drink“, zur Verfügung stehen.

Hinzu kommt, dass man sich schon vor einer Reise und auch zu anderen Gelegenheiten an die Mitglieder des Netzwerkes wenden kann, um Informationen, Tipps und ähnliches über und zu einer geplanten Reise zu erhalten. Kurzum: „CouchSurfing“ ist eine ideale Einrichtung, um weltweit mit Menschen in Kontakt zu kommen und Freundschaften zu knüpfen. Dabei ist Englisch die Amtssprache.

Das Durchschnittsalter der Nutzer ist 28 Jahre. Die Gruppe im Alter von 18 bis 24 Jahren macht allein schon rund 40 Prozent der Mitglieder aus. Die Älteren im Bereich von über 50 Jahren sind auch vertreten, aber nur noch mit 3 Prozent.

Da wird ein Senior schon fragen: Ist denn das auch etwas für mich? Ich mit meinen 66 Jahren (Jahrgang 1943) bin seit Juli 2007 begeisterter „Couchsurfer“. Ich habe zu Hause in Wiesbaden schon viele Couchsurfer aufgenommen und im Gegenzug konnte ich bei vielen anderen auf

ihrer „Couch“ schlafen. Ist aber „Couchsurfen“ nicht auch gefährlich? Jedoch: Was ist denn im Leben ungefährlich? Ich habe bislang nur positive Erfahrungen gemacht! Auch konnte ich inzwischen viele, viele Freundschaften schließen. Meine „Freundesliste“ umfasst mittlerweile 375 Personen auf der ganzen Welt.

Für das „Couchsurfen“ sollte der Senior aufgeschlossen und unkompliziert sein. Oftmals muss man seinen eigenen Schlafsack mitbringen. Dann darf es kein Problem sein, mit seinem „Couch“-Geber in einem Zimmer zu schlafen. Die Verhältnisse erinnern an die Situation in jüngeren Jahren, als man oft in einer Wohngemeinschaft gelebt hat. Das Miteinander von Jung und Alt in dieser Phase als Senior hat für mich einen hohen Anti-Aging-Effekt. Alles in allem möchte ich „CouchSurfing“ als neue Erfahrung in meinem Leben nicht missen. Ich kann nur raten, sich einfach unter www.couchsurfing.com anzumelden und alles weitere auszuprobieren. Auch hier gilt: Man ist nie zu alt, um Neues zu lernen und zu erfahren.



Der Autor mit seinem Couch-Surfer Georg aus Wien
Bild: Privat

Herzlich nach Sachsen geladen 33. Deutscher Evangelischer Kirchentag vom 1. bis 5. Juni in Dresden



Nach wie vor punktet Dresden mit dem Elbpanorama, der Frauenkirche und der Semper-Oper. Doch auch seine alternative Kulturszene und seine Hochtechnologie haben ihre Bewunderer. Als Stadt des 33. Deutschen Evangelischen Kirchentags DEKT vom 1. bis 5. Juni 2011 sind alle diejenigen nach Dresden eingeladen, die sich für ein gutes Leben für alle einsetzen und die für Frieden, Gerechtigkeit und eine gesunde Umwelt kämpfen: „Da wird auch dein Herz sein“ aus der Bergpredigt Jesu nach Matthäus 6, 21 lautet die Kirchentagslosung. Alle, deren Herz an Gerechtigkeit, Frieden und Menschenwürde hängt, treffen sich anfang Juni in der sächsischen Hauptstadt. Auch das Evangelische Seniorenwerk ESW ist beim Dresdener Kirchentag mit einem Stand vertreten.

Glaube - Gesellschaft - Welt

Der 33. DEKT beginnt abends am Mittwoch, 1. Juni 2011, mit den Eröffnungsgottesdiensten und dem Abend der Begegnung. Von Donnerstag, 2. Juni (Himmelfahrt) bis Samstag, 4. Juni, vollzieht sich nach den um 9.30 Uhr beginnen-

den Bibelarbeiten von 11 bis 13 Uhr, 15 bis 18 Uhr sowie von 19 bis 22 Uhr das eigentliche thematische, geistliche und kulturelle Programm. Die Schwerpunkt-Themen kreisen um Glaube, Gesellschaft und Welt. Sie sind folgendermaßen umrissen:

- **Glauben:** Woran hänge ich mein Herz? An Geld, Glück oder an Gott? Wie können Christen von ihrem Glauben so sprechen, dass sie in der heutigen Welt verstanden werden? Wie verstehen sie ihn selbst, als Protestanten, Katholiken, Orthodoxe oder Methodisten/Methodistinnen? Was ist der Kern des Christentums? Wie tauschen wir uns darüber mit Muslimen aus? Oder mit vollkommen Glaubensfernen? Christen und Juden sind 2011 in Dresden seit 50 Jahren im Gespräch auf Kirchentagen.
- **Gesellschaft:** Deutschland ist im Umbruch. In seiner Demokratie, in Arbeitsverhältnissen und Wirtschaft, in der Gliederung der Gesellschaft nach Alter und Bildung. Was ist die Zukunft der sozialen Solidarsysteme? Kann Deutschland sich Gesundheit für alle leisten? Was soll die Bürgergesellschaft und das Wirtschaften von morgen prägen? Welche Werte halten das Gemeinwesen zusammen? Können Kirchen in aktuellen Krisen Wege weisen? Wie leben wir, nach 20 Jahren, im geeinten Land?
- **Welt:** Wie viel Wachstum braucht die globalisierte Wirtschaft? Welche Verantwortung tragen Unternehmen und Finanzakteure? Welche Regeln müssen ihnen weltweit gesetzt werden? Können Steuern zu mehr Gerechtigkeit führen, international und national? Die Beziehungen zu Osteuropa sind in Dresden ein besonderes Thema. Wo eigentlich liegt die Mitte Europas? Wie haben sich die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse seit dem Fall des Eisernen Vorhangs verändert? Nicht nur in Afghanistan, im Nahen Osten oder Teilen Afrikas: Frieden und Sicherheit sind vielerorts in Gefahr. Wie können Entwicklungszusammenarbeit und Sicherheitspolitik besser zusammenwirken, um Konflikten erfolgreich entgegenzutreten?

Beteiligung:

Für die Beteiligung am 33. DEKT gibt es Dauer-, Tages- und Abendkarten (zu 89, 28 bzw. 12 Euro, teilweise ermäßigt). Unterbringung ist möglich in Gemeinschafts-, Privatquartieren und Hotels. Das Gesamtprogramm ist im März 2011 erhältlich. Kontaktadresse: 33. Deutscher Evangelischer Kirchentag, Ostra-Allee 25, 01067 Dresden (Postadresse Postfach 500162 in 01031 Dresden), Tel. 0351.79585100; Mail: service@kirchentag.de Internet: www.kirchentag.de

Europäisch und weltweit engagiert Traueransprache Klaus-Dieter Kottniks zum Tode Theodor Schobers



Der letzten Sommer noch als Vorstand des Diakonischen Werks amtierende Pfarrer Klaus Dieter Kottnik hielt bei der Trauerfeier für seinen im Juli 2010 verstorbenen Vor-

Vorgänger als DW-Chef, Prof. Dr. Dr. Theodor Schober, am 30. Juli 2010 in der Schlosskirche der Diakonie Stetten eine bewegende Trauerrede, die wir hier folgend wiedergeben möchten. Das ESW verlor in Schober einen nachhaltigen Förderer, der zur ESW-Gründung 1993 in Kassel gepredigt hat.

Liebe Familie Schober, liebe Trauergemeinde, es ist der 5. Dezember 2008, 16.00 Uhr, ich befinde mich auf einem Schiff mitten auf der Spree in der Nähe des Kanzleramtes mit einer größeren Anzahl von Mitarbeitenden aus dem Diakonischen Werk in Stuttgart und Berlin. Plötzlich klingelt mein Handy. Am anderen Ende ist eine

mir bekannte Stimme: ‚Heute Abend ist die Feier von 50 Jahren „Brot für die Welt“. Ich kann leider nicht kommen. Bitte grüßen Sie herzlich alle Mitarbeitenden. Zu diesem Werk muss man sagen: Halleluja.‘

Vier Jahre nach der Gründung von „Brot für die Welt“ trat Prof. Theodor Schober seinen Dienst als neuer Präsident des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland an. Damals hatte das Diakonische Werk noch den Untertitel: Innere Mission und Hilfswerk. Der Zusammenschluss von 1957 der beiden kirchlichen Werke war erst 1975 beendet. So lange hat es gebraucht, die Gegensätze zwischen der Inneren Mission und dem Hilfswerk zu überwinden. Die Innere Mission galt vielen in der Kirche als zu staatsnah und nicht widerstandsfähig genug im Dritten Reich. Das Hilfswerk war aus dem Impuls der Bekennenden Kirche als Neuanfang innerhalb der evangelischen Kirche gedacht: Als Kirche, in der Christus für andere existiert.

Theodor Schober hat den Integrationsprozess als einer, der aus einer Anstalt der Inneren Mission (Neuendettelsau) kam und ebenso der Erneuerung der Kirche nahe stand, intensiv betrieben und beendet. Kaum einer weiß heute noch, dass das Diakonische Werk aus den beiden Säulen Hilfswerk und Innere Mission besteht. Brot für die Welt tat sein Übriges für die Integration des Werkes, weil es den Horizont weltweit öffnete.

Theodor Schober hat sich intensiv um die weltweite ökumenische Diakonie gekümmert. Seinen Dokortitel ehrenhalber der Universität Seoul zeigt, wie er sich um die Aufarbeitung in anderen Ländern intensiv bemüht hat. Er hat aber auch am Ziel der europäischen Integration und der Hebung europäischer Sozialstandards mitgewirkt. Lange Zeit war er Vorsitzender des Internationalen Verbandes der Diakonie, aus dem später der europäische Verband Eurodiaconia hervorgegangen ist. Die Ehre, die ihm in Griechenland durch die mehrmalige Einladung auf den Berg Athos zuteil geworden ist, zeigt sein

europäisches Engagement sehr deutlich. 1961 wurde die Mauer als damals endgültig gedachte Trennungslinie durch Deutschland gebaut. Ein Jahr nach dem Mauerbau kam er ins Amt. Er hat die Trennung nicht gelten lassen, sondern die Verbundenheit mit der Diakonie der DDR aufrecht erhalten, auf die die intensive Unterstützung während der Präsidentschaft von Präsident Neukamm aufbauen konnte.

Zwölf Jahre nach dem Dienstantritt von Theodor Schober wurde das Bundessozialhilfegesetz verabschiedet. Dieses Gesetz machte die Bundesrepublik erst zu einem sozialen Rechtsstaat. Menschen, die auf Unterstützung angewiesen waren, wurden nicht mehr zu Almosenempfängern, sondern sie hatten fortan einen Rechtsanspruch auf Hilfe. In dieser Zeit entstand auch die Eingliederungshilfe, auf deren Basis die Unterstützungsleistungen für Menschen mit Behinderungen bis heute stehen. In dieser Gesetzgebung war die Diakonie unter der Leitung von Prof. Schober maßgeblich, auch in gutem Zusammenspiel mit der Caritas, beteiligt. Für sein politisches Engagement hat er auch den Professorentitel durch den Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg verliehen bekommen.

Wir trauern heute um eine Persönlichkeit, die alltäglich dazu beigetragen hat, die soziale Rechtsgestalt der Bundesrepublik mit aufzubauen. Theodor Schober gehört zu der Generation, die durch den Krieg und seine Brutalitäten geprägt waren, dort auch ihre Stärke, Klarheit und ihren Willen schärfen konnten. Sie haben dazu beigetragen, die junge Demokratie unserer Republik auf solide Füße zu stellen. Neben mir müssten nach meiner Auffassung genauso die Bundeskanzler Adenauer, Erhard, Kiesinger und Brandt stehen, um Theodor Schober ihren Dank abzustatten.

Nicht zuletzt hat er gewusst, dass Bildung und Fortbildung für die Diakonie unabdingbar sind. Er hat Prof. Müller-Schöll dabei unterstützt, die Diakonische Akademie aufzubauen, der an diesem Ort die professionelle Qualifizierung der Mitar-

beiterschaft vorangetrieben hat. Die ersten Sozialmanagement-Kurse gab es an dieser Akademie, deren Tätigkeit heute in unserer Bundesakademie und Führungsakademie fortgeführt wird. In vielfältigen literarischen Zeugnissen hat Theodor Schober Auskunft über die Diakonie und ihre Grundlagen gegeben und dazu Bücher verfasst, die noch heute als Grundlage unserer Arbeit gelten können. Die Ausgestaltung des Dritten Weges als eigenständige kirchliche Arbeitsrechtssetzung fällt mit in die Zeit seiner Verantwortung.

Was der vormalige Präsident alles geleistet hat, ist kaum zu ermessen. Dennoch war er von einer großen persönlichen Bescheidenheit gekennzeichnet. Auch wenn die Aufgabenstellung an seinen Fahrer: „Fahren Sie los, ich werde überall gebraucht“ ebenso manchen anderen zugeordnet wird, auf Theodor Schober passt der Satz besonders gut. Er wurde vielfältig gebraucht und hat sich vielfältig brauchen lassen. Nicht nur mobil im Auto, sondern als langjähriger Vorsitzender der Bahnhofsmission viele Jahre auch auf Schienen, weit über den Ruhestand hinaus.

Es hat mich kolossal beeindruckt, wie er in seiner letzten Predigt an seinem 90. Geburtstag über das Bruchstückhafte und Unvollendete des Lebens nachgedacht hat und das Leben unter die Gnade Gottes gestellt hat.

Er war sich wohl auch des Unvollendeten seines Wirkens bewusst. Aber uns Nachgeborenen überkommt ein großes Staunen über das, was er in seiner Generation geschaffen hat. Das Diakonische Werk der EKD ehrt einen großen Präsidenten mit großem Dank und ehrendem Angedenken. Ich persönlich danke ihm von ganzem Herzen. Ich weiß, dass mein persönlicher Lebensweg ohne ihn völlig anders verlaufen wäre. Ich habe noch seinen Rat eingeholt, bevor ich mich entschieden habe, mich zur Wahl sozusagen als Enkel im Amt des Präsidenten der Diakonie zu stellen.

Theodor Schober war durchdrungen von einer tiefen Gläubigkeit. Das Foto auf dem letzten

Brief, der vor wenigen Wochen versandt worden ist, zeigt dies überdeutlich. Er schaut über das Gegenwärtige, über alles, was belastet und bedrückt, was unzureichend und unvollendet ist, hinaus mit einem klaren, weiten Blick, der sich aus dem Glauben an den nährt, den Christoph Blumhardt so beschrieben hat: „Dass Jesus siegt bleibt ewig ausgemacht, sein ist die ganze Welt“.

Gott sei Dank, dass die Diakonie und unser Land Prof. Dr. Dr. Theodor Schober gehabt haben. Und ich schließe mich in aller Bescheidenheit persönlich diesem Dank an.

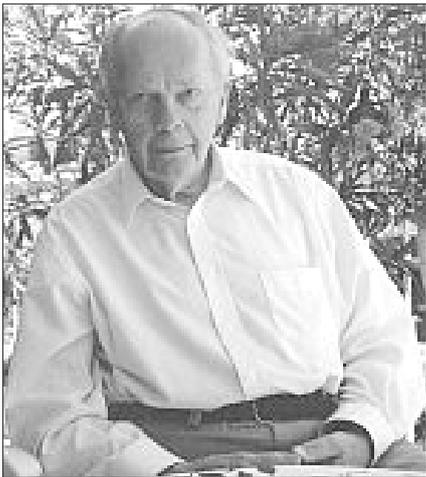
Er bleibt die Persönlichkeit, auf der die moderne Diakonie der Bundesrepublik Deutschland fußt und die für soziale Gerechtigkeit und ökumenische Verbundenheit steht. Das bleibt in unserem Gedächtnis. Das sage ich für das Diakonische Werk auch im Namen des Vorsitzenden des Diakonischen Rates, Bischof Dr. h. c. Frank-Otfried July, im Namen des ehemaligen Präsidenten Karl Heinz Neukamm, im Namen der Fachverbände und Landesverbände insbesondere der Bahnhofsmission, der Ehe- und Familienberatungsstellen und der vielen ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die heute anwesend sind: „Dass Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht.“ Gott sei Dank.



Nicht vergessen:
27. März 2011:
Beginn der
Sommerzeit -
Uhren um eine
Stunde vorstellen
Foto: Wodicka

Diplomat im Kirchendienst Früherer ESW-Pfalz-Vorstand Kirchenrat Wilhelm Kentmann starb in Saarbrücken

von Dekan Berthold Gscheidle,
Kaiserslautern



Am Vorabend des Reformationstages ist Kirchenrat i.R. Wilhelm Kentmann in Saarbrücken im Alter von 86 Jahren gestorben. Er gehörte dem Vorstand des Evangelischen Seniorenwerkes Pfalz seit dessen Gründung im Jahre 1995 bis zu

seinem Tod an. Von 1999 bis 2007 war er als Nachfolger von Kirchenpräsident i.R. Heinrich Kron Vorsitzender des ESW-Pfalz.

Das ESW-Pfalz verliert mit diesem äußerst gewissenhaften, umfassend gebildeten, liebenswürdigen, zuvorkommenden und freundlichen Theologen einen treuen Berater und guten Freund, der immer beste Beziehungen zur Kirchenleitung zum Nutzen des ESW pflegte. Viele haben Kentmann einen „Diplomaten im Kirchendienst“ genannt. Er wirkte bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1989 nach Vikarszeit in Speyer, seinem Dienst als Pfarrer in Rehborn und Dekan in Homburg/Saar über 15 Jahre lang als Beauftragter der Pfälzischen Landeskirche, der Rheinischen Kirche sowie der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau bei den Landesregierungen in Mainz bzw. in Saarbrücken. Sein weltmänn-

scher Charme, seine profunden theologischen und politischen Kenntnisse, seine ganze zuvorkommende Art, seine Vernetzung bis in höchste Kreise ließen ihn zu einem glänzenden Mittler zwischen Staat und Kirche werden.

Zugleich blieb er persönlich bescheiden und hat sich für die ihm anvertrauten Menschen und dann auch für das ESW vorbehaltlos eingesetzt. Der Vorstand des ESW-Pfalz durfte sich mit ihm über die Verleihung des Kronenkreuzes der Diakonie freuen und weiß die Beharrlichkeit zu schätzen, mit der er die brennenden Fragen unserer Senioren generation verfolgt hat. Kentmann wusste: Es reicht nicht mehr aus, ältere Frauen und Männer einfach in ein Betreuungsschema einzuordnen. Vielmehr gilt es, Raum zu schaffen, dass die Älteren eigenständig ihre Kompetenzen zum Wohl der Kirche und der Gesellschaft einbringen können. Dabei sind fachbezogene Begleitung und seelsorgerliche Zuwendung erwünscht, damit die Kraft des Evangeliums Horizonte eröffnet, auch wenn Einschränkungen verkraftet werden müssen.

Auch darin war Wilhelm Kentmann vorbildlich: Er hat im Blick auf sich selbst und auf die Altersgenossen die Reflexion der Begrenztheit des Lebens und unsrer Endlichkeit nicht ausgespart. Er hat die Hoffnung auf die zukünftige Stadt Gottes und das Evangelium von Jesus Christus als Kraft, die selig macht, immer wieder betont. Sein Konfirmandenspruch „Ich schäme mich des Evangeliums von Jesus Christus nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben“ (Rm 1,16), den ihm sein Vater als Superintendent in Reval (dem heutigen Tallinn) zugesprochen hat, war ihm Glaubenskraft und Motivation für all seine Dienste. Unter dem Zuspruch dieses Spruchs wurde Kentmann in Homburg bestattet, wissend, dass er ein überzeugter und tief gläubiger Mensch war. Man mag dies daran sehen, wie er kurz vor seinem Tode zu seiner Frau auf die Frage, was wird mit uns geschehen, wenn wir sterben, die Antwort gab: „Wir gehen nach Hause“. An seinem Begräbnis tag läuteten in der evangelischen Kirche Tallinn/Reval die Glocken, für deren Beschaffung sich Kentmann eingesetzt hatte.

Brücke zur nächsten Generation Lebendige ESF-Tagung in Kassel zur Multiplikatoren-Rolle

Die Mitarbeit der Älteren in den Gemeinden befördern wollte eine gut besuchte, lebendige Tagung des Evangelischen Seniorenforums ESF innerhalb des ESW in Kassel. Die eintägige, von den ESW-Vorstandsmitgliedern Liesel Pohl und Fritz Schroth geleitete Veranstaltung in der „Kirche im Hof“ der evangelisch-freikirchlichen Gemeinde Kassel stand unter dem Motto „Altern Lernen: Verständnis von Alterungsprozessen für Multiplikatoren in der Kirchengemeinde“.

In ihrem Referat „Auseinandersetzung mit dem Alter“ fragte Liesel Pohl, Hamburg, nach der Begrüßung durch ESW-Vorsitzenden Klaus Meyer nach den im Alter noch möglichen Aufgaben. Auch im Alter könnten stärkende, ergänzende, begleitende und herausfordernde Impulse das Leben noch vertiefen, so die Referentin, die auch im Alter ein Wachsen bejahte. Fritz Schroth, Bischofsheim, empfahl in seinen biografisch

orientierten Ausführungen zur „Bewältigung des Unbewältigten“, mit den Verfehlungen und Belastungen aus dem durchlebten Leben schöpferisch umzugehen. Auch an der Trauer über Versäumtes könne man reifen. Eine Hilfe bei solchem Nachreifen sei das Erinnern, wobei Schroth dieses



Liesel Pohl und Klaus Meyer bei der ESF-Tagung
Foto: Elisabeth Heinecke

Wort so deutete, dass „Er“ (unser Herr) „innen“ in unserem Leben Platz hat.

Über die Vielfalt von Lebensformen, Gegebenheiten und Bedingungen im Alter referierte ESF-Geschäftsführerin Elisabeth Heinecke, Stuttgart, in ihrem Referat „Gefühltes Alter und Vielfalt der Lebensformen im Alter“. Erforderlich würde eine generationsübergreifende kirchliche, diakonische und verkündende Arbeit, wobei für die älteren Menschen verstärkt Selbsthilfe, Initiativen und aktive Mitgestaltung zu ermöglichen seien.

Am Ende nicht allein
Der Multiplikatoren-Aufgabe in den Gemeinden widmete sich Erich Kimm, Schauenburg, in seinem Referat „Befähigung von Multiplikatoren in der Gemeindegemeinschaft“. Kimm ging davon aus, dass das Alter Freuden und Belastungen mit sich bringe: Altern sei schön, wenn man das Anfangen nicht verlernt habe. Gott habe jedem Alter seine besondere Bedeutung zugemessen. Wenn künftig die Anteile der über 80jährigen und sogar der über 100jährigen zunehmen, so plage diese Hochaltrigen die Sorge, am Ende ihres Lebens allein zu sein.

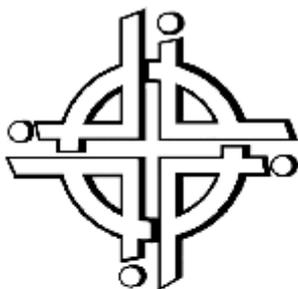


Gespanntes Zuhören beim Referat bei der ESF-Tagung über Multiplikatoren in Kassel
Foto: Elisabeth Heinecke

Ein Multiplikator hat Kimm zufolge die Aufgabe, Glaubens-Erfahrungen zu verbreiten. Der Multiplikator solle Wissen, Informationen und Erfahrenes weitergeben. Den Multiplikatoren verhelfen

dabei folgende Umstände: Sie verfügen über Zeit, haben noch ein hinreichendes Einkommen, frühere Verpflichtungen gehen zurück; dagegen gewinnen die Älteren an Erfahrung, Weisheit und Reife sowie an Freude über Gottes Schöpfung. Im Grunde könne jeder ein Multiplikator sein. Dabei solle er seine Freude am Alter zeigen. Verluste zu verarbeiten könne gelingen, wenn man sich vor den Fehlhaltungen des zwanghaften Bewältigers, des Verdrängers und des Emotionalisierers hüte. Die Zusagen für Multiplikatoren bestünden darin, Gottes Verheißungen weiter zu geben, seine Aufträge anzunehmen und die Brücke zur nächsten Generation zu bilden. „Gott braucht alle Generationen“, bekräftigte Erich Kimm: Gott habe kein Wort von Ruhestand gesagt, aber auch bei ihm seien Pausen und das Ausruhen möglich.

In reger Arbeitsgruppenarbeit wurden die Anstöße zu Zeugnis, Verkündigung und Multiplikator-Funktion diskutiert. Bei der Tagungsauswertung zeigte sich, dass vor allem die Multiplikatoren-Aufgabe auf reges Interesse der Teilnehmer stieß. Für künftige ESF-Tagungen wurden an interessierenden Themen und Komplexen besonders genannt: Gesundheitliche Einschränkungen, Altersarmut und wirtschaftliche Situation, Sterben und Trauern sowie Partnerschaft im Alter. Auch wurden mehr regionale Angebote vor Ort gewünscht.



4. März 2011

WELTGEBETSTAG

LITURGIE
AUS CHILE

Beständiges und überraschendes Alter Referat „Gefühltes Alter und Vielfalt der Lebensformen im Alter“ bei der ESF-Tagung in Kassel

von ESW-Geschäftsführerin Elisabeth Heinecke, Stuttgart

Das Thema „Alter“ ist in den letzten Jahren zunehmend in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen und öffentlichen, auch kirchlichen, Interesses gerückt. Mit diesem Referat werde ich einen kurzen Überblick geben über verschiedene Ansätze, die das Alter beschreiben, werde das gefühlte Alter in Beziehung setzen zu verschiedenen Lebenslagen und Lebensstilen und werde auf Folgerungen für die Seniorenarbeit in der Kirchengemeinde hinweisen.

I. Das Alter hat verschiedene Gesichter
Das Alter ist zunächst einmal unabhängig vom real dokumentierten, dem sozialen oder dem biologischen Alter.

Reales Alter im Personalausweis: Vielleicht haben Sie schon Ihren neuen Personalausweis beantragt, der ab 1. November 2010 im Scheckkartenformat und mit zahlreichen Sicherheitsmerkmalen den bisherigen ablösen soll. Neben Geburtsurkunde oder Reisepass ist der Personalausweis das wichtigste Dokument, in dem wir unser reales Alter nachweisen.

Das soziale Alter: Das soziale Alter wird gemessen an sozialen Ereignissen: Übergang in den Ruhestand (bis heute politisch festgelegt 65 Jahre), Frühverrentung, Verlust des Arbeitsplatzes (zum Teil durch Umstrukturierung des Betriebes), Anerkennung durch eine neue Rolle.

Das medizinisch-biologische Alter: Es bezeichnet allein den Alterungszustand des Körpers. Es gibt Alterungsprozesse, die kann man nicht oder kaum beeinflussen. Das sind zum einen die Leistungsminderungen (Lunge, Herz-Kreislauf-System, Muskeln), die Beeinträchtigung der Sinnesorgane (Augen, Ohren, Tastsinn), das äußere Erscheinungsbild (Haut, Haare).

Der Rockmusiker Udo Lindenberg (Kennzeichen Hut und Sonnenbrille), geboren 1946, hat den bekannten Beatle-Song „When I'm Sixty-Four“ in den späten 1970er Jahren „eingedeutscht“ mit folgendem Textanfang:

Sixty Four

„Wenn ich mal alt bin
Die Haare sind futsch
Im Jahr 2010
Wirst du dann immer noch bei mir sein?
Uh, das fänd ich schön ...
Wenn ich senil bin
Mit'm riesigen Bauch und 'nem schönen
Doppelkinn
Wirst du mich lieben
Immer noch lieben, wenn ich 64 bin?“

Inzwischen sind vielleicht die Haare von Udo Lindenberg etwas schütterer ... aber mit 64 gehört er heute, im Jahr 2010, als Altrocker natürlich zu der Generation der „jungen Alten“.

Altersbilder: Stereotypen vom Altwerden und Alt sein halten sich in der Gesellschaft hartnäckig. Das tradierte Bild vom Alter wird gleichgesetzt mit Pflegebedürftigkeit, Krankheit, Einsamkeit oder einfach nur Falten. Kein Wunder, dass Alter Angst macht. Den aktiven und fitten Senioren wiederum haftet das Vorurteil an, sie würden ihren Wohlstand auf Kosten der jüngeren Generation genießen. Alter: Eine Belastung für Angehörige und Gesellschaft?

Auf einer Fahrt im Intercity im August blätterte ich in „mobil“, dem Magazin der Deutschen Bahn, das ein Interview mit dem bekannten

Schauspieler Mario Adorf anlässlich seines 80. Geburtstages am 8. September brachte. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte Mario Adorf im Alter, und danach befragt sagte er: „Alter ist für mich eine Sache der Kontrolle und des bewussten Umgangs mit dem Unvermeidlichen. Ohne Bitterkeit. Aber auch ohne diese Seniorenheiterkeit, dieses Wie-schön-ist-das-Alter-Getue.“

Unser Bild vom Alter ist im Wandel begriffen. Derzeit wird eine Stellungnahme der Bundesregierung zum Sechsten Altenbericht „Altersbilder in der Gesellschaft“ erarbeitet, der im Herbst veröffentlicht wird. Der Bericht, der von einer Sachverständigenkommission unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Andreas Kruse erarbeitet wurde, will dazu beitragen, ein modernes, realistisches und zukunftsgerichtetes Altersbild zu verankern und eine entsprechende Debatte anzustoßen und zu begleiten. Die bisher vorhandenen Altersbilder werden der Vielfalt und den Möglichkeiten des Alters nicht gerecht. Auch wird übersehen, „wie viel ältere Menschen sich engagieren und Verantwortung für unsere Gesellschaft übernehmen“, so Bundesfamilienministerin Kristina Schröder.

II. Gefühlted Altern

So wie sich auch beim Wetter die Außentemperaturen in reale und gefühlte Temperaturen unterscheiden, so ist es auch mit dem Alter.

Jugendlichkeitsideal: Das beginnt schon in jungen Jahren. Während sich die meisten Menschen bis etwa zum 30. Lebensjahr recht altersgemäß fühlen, beginnt bei vielen ab dem dreißigsten Lebensjahr eine wundersame Verjüngung. Das Ideal der Jugendlichkeit in einer alternden Gesellschaft verbindet sich seit etwa fünf Jahrzehnten mit einem neuen Lebensgefühl der gesteigerten Weltoffenheit und Lebensqualität. Das drückt sich auch äußerlich aus in Kleidung, Mobilität, Beruf und Freizeitverhalten.

In unserer Gesellschaft spielt Mobilität eine große Rolle. Sie ist eine wichtige Voraussetzung für Eigenständigkeit und gesellschaftliche Teil-

habe. Für ältere Menschen bedeutet es, weiterhin am öffentlichen Leben teilzunehmen, Kontakte zu pflegen und ihren Bewegungsradius zu vergrößern. Beispielsweise entdecken immer mehr Senioren für sich das Interrail-Ticket der Bahn. War es in den frühen 1980er Jahren Symbol einer jungen Generation, so gibt es heute den Interrail Global Senior Pass in fünf verschiedenen Versionen. Schauen Sie sich nur einmal um: Unsere heutigen Altersgenossen sind bequem gekleidet, reisen gern, auch in ferne Länder, haben beruflich viele Chancen genutzt und bringen ihre Kenntnisse und Fähigkeiten in die Gesellschaft ein!

Einstellungen zum Alter: Kritisches Selbstbewusstsein, Selbstbestimmung und Individualität werden als Werte geschätzt. Die Merkmale der „fitten“ Alten sind Dynamik, Aktivität, Modernität und Gesundheit. Ein Buchtitel von Henning Scherf, dem ehemaligen Bürgermeister aus Bremen, hat sich zu einem Tagungs-Renner entwickelt: „Grau ist bunt:“. Oder ein ähnlicher Buchtitel von Susanne Fetzner: „Grau sind nur die Haare“ (übrigens ein sehr empfehlenswertes Buch für die neue Seniorenarbeit).

Kopfstand statt Ruhestand

Im Juli kam der Dokumentarfilm „Herbstgold“ von Jan Tenhaven in unsere Kinos, der die Geschichte von fünf Leichtathleten erzählt, die sich auf die Senioren-Weltmeisterschaft im finnischen Lahti vorbereiten. Ihre größte Herausforderung ist das Alter: Die potentiellen Weltmeister sind zwischen 80 und 100 Jahre alt. Auf der Zielgeraden des Lebens wollen es die greisen Sportler noch einmal wissen und geben alles für die Goldmedaille. Ihr Motto: „Kopfstand statt Ruhestand!“ Der Film „Herbstgold“ zeigt das Alter mit seinen Widersprüchen und ist gleichzeitig übertragbar auf andere Lebensbereiche: Begeisterung als Lebenselixier!

Altersstudie zu Selbstwahrnehmung und Zufriedenheit im Alter: Mit der zunehmenden

Alterung der Gesellschaft ändern sich auch die Einstellungen zum Alter und Älterwerden. Die Schwelle, ab der jemand als alt gilt, verschiebt sich mit der wachsenden Lebenserwartung vieler alter Menschen immer mehr nach oben.

In der Altersforschung gibt es mehrere Studien, die nachweisen, dass es zwischen dem gefühlten Alter und dem Erhalt geistiger Fähigkeiten einen Zusammenhang gibt. Ich zitiere die Berliner Zeitung vom 21.1.2009:

„Wissenschaftlerinnen des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung haben in einer weltweit beachteten Studie herausgefunden, dass Menschen, die über 70 Jahre alt sind, sich im Schnitt 13 Jahre jünger fühlen, als sie sind. Die Studie, die in Kooperation mit der Universität Michigan durchgeführt wurde, untersuchte Veränderungen der Selbstwahrnehmung und Zufriedenheit im Alter. An der Altersstudie nahmen über einen Zeitraum von sechs Jahren 516 Berliner zwischen 70 und 104 Jahren teil. Eine nähere Untersuchung zeigte zudem, dass sich ältere Studienteilnehmer über die Zeit sogar vergleichsweise noch jünger fühlten als jüngere Teilnehmer. Die Veränderung des gefühlten Alters war jedoch nicht nur vom Lebensalter, sondern auch vom Gesundheitszustand der Senioren abhängig.“

Das positive Lebensgefühl kann Dank gesundheitlicher Versorgung, medizinischer Hilfsmittel, guter Ernährung und Lebensweise erhalten bleiben. Immer dann jedoch sind im gefühlten Alter starke Einbrüche zu verzeichnen, wenn Krankheiten auftreten. Dann wird das gefühlte Alter manchmal sogar höher als das reale Alter eingestuft. Übrigens leiden Männer unter Krankheiten nicht nur hinsichtlich ihres Schmerzempfindens deutlich mehr als Frauen. Mit Eintreten einer Krankheit fühlen sich Männer in ihrem Wohlbefinden und gefühlten Alter deutlich schlechter und älter.

III. Vielfalt der Lebensformen und Lebenslagen im Alter

Das „Lebenslagen-Modell“ ist eine erweiterte und mehrdimensionale Sicht und reduziert Alter

nicht allein auf die Kategorie Lebensalter. Es wird ein Doppelbezug hergestellt zwischen den jeweils individuellen Lebensbedingungen eines Menschen (was wird wahrgenommen) und dessen subjektiver Perspektive auf diese Lebensbedingungen (wie wird es wahrgenommen). Unterschiedliche Möglichkeiten, die dem Einzelnen zur Verfügung stehen, eröffnen oder verschließen ihm gewisse Handlungsspielräume.

Man unterscheidet fünf Dimensionen: Gesundheit, Wohnen, Erwerbsarbeit, Einkommen und Vermögen sowie Bildung. Für das Alter von entscheidender Bedeutung sind die Handlungsspielräume im Bereich Gesundheit und soziale Netzwerke.

1. Gesundheit im Alter: „Gnade oder Verdienst?“ Alterung ist genetisch bedingt, an sich aber keine Krankheit. Der älteste Mensch der Welt, Gertrude Baines, starb im vergangenen Jahr im Alter von 115 Jahren in einem Pflegeheim in Los Angeles. Weltweit bekannt wurde sie, als sie, Afroamerikanerin und Tochter ehemaliger Sklaven, bei der Präsidentenwahl für Obama stimmte. Zum 115. Geburtstag im April 2009 gratulierte ihr US-Präsident Barack Obama persönlich.

Seit 1950 nimmt die mittlere Lebenserwartung um etwa 3 Monate pro Jahr zu. Das heißt, dass auch das biologische Altern verlangsamt wird. Beim Gesundheitszustand der Bevölkerung gibt es nachgewiesenermaßen große Unterschiede. Er ist abhängig von Umweltfaktoren, Arbeitsumfeld, Wohnverhältnissen oder mangelnder Aufklärung in den unteren sozialen Schichten. Wichtige Aspekte bei der Lebensführung sind Ernährung und das Gewicht. Mein Verhalten spielt also auch eine Rolle für meine Gesundheit und wie ich mich fühle.

Die gesundheitliche Lage von älteren Menschen in Deutschland verändert sich mit zunehmendem Alter. Je älter der Mensch ist, desto differenzierter sind die individuellen Unterschiede. Mit dem Übergang ins achte Lebensjahrzehnt nimmt die Häufung mehrerer Krankheiten, die Multimor-

bidität, deutlich zu. An der Spitze stehen Herz-Kreislauf-Erkrankungen (in den neuen Bundesländern häufiger als in den alten Bundesländern!) und organische Krankheiten.

Die Erkrankungen Morbus Parkinson und Demenz sind langsam fortschreitende Krankheiten, deren erste Symptome bereits im Alter zwischen 50 und 60 Jahren auftreten können. Bei Morbus Parkinson sterben Nervenzellen im Mittelhirn ab. Dies führt zu Muskelstarre, Muskelzittern und verlangsamten Bewegungen. In Deutschland gibt es zwischen 300 000 und 400 000 Patienten.

Entlastungen für Betroffene und Angehörige gibt es in Selbsthilfegruppen. Ich berichte aus einem Interview der Stuttgarter Zeitung vom 30.08.2010 mit Pfarrer Gottfried Lutz, 66 Jahre: Vor 13 Jahren wurde bei ihm Parkinson diagnostiziert. Er hat die Parkinson-Selbsthilfegruppe in Göppingen gegründet und organisierte inzwischen einen zweiten Parkinsontag in Bad Boll.

„Ohne diese Krankheit wäre ich nicht der, der ich bin“

StZ: Wie wird man mit dieser Krankheit fertig?

Lutz: Es hilft gar nichts, damit fertig werden zu wollen. Das kann man nicht. Und es ist ein Unsinn zu fordern, damit fertig zu werden. Mein Umgang mit Parkinson lässt sich als Widerstand und Ergebung beschreiben, wie Dietrich Bonhoeffer das formuliert hat Es geht um die Frage: Wer bin ich mit dieser Krankheit? Fest steht: Ohne diese Krankheit wäre ich nicht der, der ich bin.“

StZ: Inwiefern hilft eine Selbsthilfegruppe?

Lutz: Man stärkt sich gegenseitig und zeigt sich, dass es sich zu leben lohnt. Wir tauschen Erfahrungen aus, wir lachen miteinander, wir nehmen Anteil. Man sieht bei den anderen allerdings auch, wie es langsamer oder schneller schlechter geht. Dass man nicht alleine ist, halte ich für den größten „Wert“ unserer Gruppen. Dafür lohnt es sich, diese Arbeit zu machen.“

Laut epd-Meldung vom 02.09.2010 gibt es in Deutschland gegenwärtig rund 1,3 Millionen Alzheimerkranke, 2050 werden es wahrscheinlich mehr als doppelt so viele.

Zum Alzheimerstag Anfang September nannte der neue Direktor der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie der Frankfurter Universität, Harald Hampel, die Alzheimerdemenz „eine gesellschaftliche Zeitbombe“. Er hat nachgewiesen, dass gezieltes geistiges und körperliches Training sowie eine gesunde Ernährung und Lebensführung den Verlauf dieser Krankheit positiv beeinflussen. Hampel sagte, vor diesem Hintergrund sei eine frühzeitige Diagnose und Behandlung unabdingbar. Entsprechend arbeitet er in Frankfurt mit neuen Diagnoseverfahren und forscht zum geistig-mental Training bei Alzheimerpatienten.

2. Wohnen: Der zentrale Ort, an dem man sich wohlfühlen möchte, ist die Wohnung. Dieser Bereich gilt nicht nur der eigenen Wohnung, sondern bezieht den Kontakt zu anderen Menschen ein, zu den Nachbarn, Freunden, Bekannten und Verwandten. Wohnen umfasst ebenso das Umfeld mit seinen Ruheplätzen und den Orten der Begegnung.

Wohnen bedeutet schließlich, dass Dienstleistungen in Anspruch genommen werden können, Hilfe- und Betreuungsangebote und im Notfall auch häusliche Pflege. Der Ort, das „Quartier“, der Stadtteil, wo man wohnt, kann entscheidend sein für die persönliche Mobilität, für das Gefühl der Sicherheit und der Möglichkeit, an der Gemeinschaft des kulturellen und kirchlichen Lebens teilzuhaben. Dies gilt besonders für alte Menschen, deren Bewegungsradius enger wird.

Unterschiedliche Lebensstile und -situationen führen zu unterschiedlichen Lebens- und Wohnformen im Alter:

- zu Hause (als die häufigste Wohnform)
- in Einrichtungen der Altenhilfe (Betreutes Wohnen, Wohnstifte, Teil- bzw. Stationäre Pflege),
- Wohngemeinschaften (eher selten)

- Leben und Wohnen im Quartier (ein Zukunftsmodell?).

Gelebte Weite

Ein spannendes Beispiel entdeckte ich in einem Newsletter des Evangeliums-Rundfunks ERF in der Rubrik „erfahrungsreich“: Dort wird der Verein „Weiter Raum“ vorgestellt, der sich im Dezember 2008 gründete mit dem Ziel, in Wetzlar ein gemeinschaftliches und generationenübergreifendes Wohnprojekt für 20 bis 30 Personen auf den Weg zu bringen. Für die „gelebte Weite“ gelten in diesem Wohnprojekt folgende Verbindlichkeiten: Interesse an gelebter christlicher Gemeinschaft, Respektieren verschiedener Lebensentwürfe, Mitgestalten des Zusammenlebens, gegenseitige Hilfe und Unterstützung, Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung, ökologisch verantwortliche Lebensweise, Engagement innerhalb und außerhalb des Projekts.

Natürlich werden die Wenigsten von uns diese Wohnform wählen können aber ich denke, solche Projekte regen uns an, darüber nachzudenken, wie wir später leben und wohnen wollen. In dem Ratgeber der Stiftung Warentest „Leben und Wohnen im Alter“ werden verschiedene Situationen vorgestellt: 1. Zu Hause wohnen bleiben, 2. Die Wohnsituation ändern, 3. Umziehen, weil eine Rundum-Betreuung nötig ist.

Ulf Fink, Kongresspräsident des Zukunftsforums „Langes Leben“ und der Initiator der Initiative „Deutschland Land des langen Lebens“ schreibt: Wer seine Stadt auch für Ältere attraktiv macht, schafft so auch mehr Lebensqualität für Jüngere.“ Ich verweise hier auf die ausgelegte Broschüre des Deutschen Evangelischen Verbandes für Altenarbeit und Pflege e.V. (DEVAP) „Leben und Wohnen im Quartier“ mit den dort beschriebenen Projekten. (Im Internet unter www.devap.de auch abrufbar als pdf-Datei)

3. Erwerbsarbeit/Rente: In Frankreich finden gerade große Streiks gegen die geplante Ren-

tenreform von 60 auf 62 Jahre statt. Wir Deutschen diskutieren wieder einmal über die Rente mit 67. Nachdem bei uns die Rentendiskussion neu aufgeflammt ist und die SPD am liebsten die Agenda-Politik der großen Koalition im März 2007 mit der beschlossenen Verlängerung der Lebensarbeitszeit rückgängig machen möchte, werden neue Kompromisse gesucht.

Etwa 8 Prozent der Deutschen im arbeitsfähigen Alter gehören zur Gruppe der Älteren zwischen 60 und 64 Jahren. Natürlich gibt es Menschen, für die es kein Problem wäre, wenn sie bis 67 Jahre arbeiten müssten. Dazu gehören nicht nur Wissenschaftler und Politiker, sondern auch Pfarrer (mit überdurchschnittlich 8,6 Prozent der Älteren im arbeitsfähigen Alter).

Nach wie vor schwierig ist die Vereinbarkeit von Beruf und Pflege. Bisher sind es in Deutschland nur die großen traditionsbewussten Firmen, wie etwa Bosch, die flexible Arbeitszeitmodelle für Mitarbeiter anbieten, die ihre alten Angehörigen zu Hause pflegen. Die meisten Arbeitnehmer/innen wollen ihren Beruf während der häuslichen Pflege weiter ausüben, auch, um nicht den ganzen Tag mit dem pflegebedürftigen Angehörigen zusammen sein zu müssen. Interessant ist, dass es zwar überwiegend Frauen sind, die Angehörige zu Hause pflegen (über 70 Prozent), „aber die Tatsache, dass 27 Prozent der Hauptpflegepersonen in der häuslichen Pflege Männer sind, scheint im öffentlichen Bewusstsein ausgeblendet zu sein“ (Haupttagung der Männerarbeit der EKD, zitiert im EAfA-Rundbrief, Nr. 48, für das 3. Quartal 2010, Seite 3 bis 5)

4. Einkommen und Vermögen: Oder: „Reichtum braucht ein Maß, Armut eine Grenze“ (Thema der württembergischen Landessynode vom 15. bis 17. Juni 2010 in Freudenstadt) Der „Generation 50 plus“ geht es heute so gut wie keiner anderen vor ihr und wahrscheinlich auch nicht in Zukunft. Rund 145 Milliarden Euro in Geld und Sachwerten werden in Deutschland derzeit jedes Jahr vererbt! In rund der Hälfte der Erbfälle, etwa 400.000 mal im Jahr, sind Immo-

bilien Teil des Nachlasses, schätzt das Wirtschaftsberatungsunternehmen „empirica“. Durchschnittlich geht es dabei um einen Wert von 170.000 Euro pro Erbfall.

Dagegen stellte der Vierte Altenbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2002 zu den Lebenslagen der über 80-Jährigen in Deutschland fest: „Jeder fünfte Hochbetagte verfügt allerdings über weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommens der Bevölkerung; bei den über 80jährigen Frauen ist es jede vierte. Dies ist meist eine Folge niedrigen Einkommens während der Erwerbsphase. Hochaltrige nehmen mit 1,4 Prozent (1999) relativ selten Sozialhilfe in Anspruch. Nach einer Heimunterbringung sind Hochaltrige jedoch häufig auf ergänzende Sozialleistungen angewiesen.“

Beispiel Hessen:

Der Paritätische Gesamtverband hat 2009 einen Sozialatlas herausgegeben, der die Armutsverteilung in Deutschland beschreibt. Nach Baden-Württemberg und Bayern weist Hessen den drittbesten Wert Deutschlands mit 12,0 Prozent auf; das heißt, nur jede achte Person in Hessen lebte im Jahr 2007 unterhalb der Armutsgrenze. Im Vergleich: Im gleichen Zeitraum betrug die Armutsquote in Ostdeutschland 19,5 Prozent. Jedoch gibt es in Hessen deutliche Unterschiede. Nördlich von Frankfurt am Main ist Hessen in zwei Hälften geteilt. Dort stiegen die Armutsquoten auf fast 15 Prozent, Osthessen wies einen Wert knapp unter 13 Prozent auf.

5. Bildung: Schulische Bildung: Ein kurzer Rückblick auf die deutsche Zeitgeschichte zeigt, dass die heutige ältere Generation als Kinder und Jugendliche der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit eine politisch und kulturell unterschiedlich geprägte schulische Bildung durchlief. Häufig waren die Schulzeiten durch Kriegswirren und unstete Aufenthalte unterbrochen. Kurz nach dem Krieg gab es Auflagen der vier Besatzungsmächte. Ein Studium fand unter schwierigen Umständen statt. Diese Generation hat sich

Bildung zum Teil hart erarbeiten müssen. Die Generation der „Nachgeborenen“ in Ost und West erlebte total verschiedene Schulsysteme, in der ehemaligen DDR sehr angepasst, in Westdeutschland verunsichert durch viele Reformen. Die Bildungsreform in den 1970er Jahren hat zwar vielen Kindern neue Chancen eröffnet, nach wie vor jedoch ist „Bildung“ in Deutschland ungleich verteilt.

Berufliche Qualifizierung: Leider „leisten“ es sich Firmen nach wie vor, ältere Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen vorzeitig in den Ruhestand oder in die Altersteilzeit zu schicken. Da sich aber ein Arbeitskräftemangel abzeichnet, beginnt ein Umdenken. In Finnland hat man vor Jahren schon damit begonnen, ältere Mitarbeiter zu qualifizieren, um Schritt zu halten mit neueren Entwicklungen bzw. eine Neuorientierung vorzubereiten. In Deutschland sind Bildungsangebote für ältere Arbeitnehmer eher die Ausnahme.

Bildungsangebote für Seniorinnen und Senioren: Ältere Menschen sind zum Teil als spezielle Zielgruppe bei den Volkshochschulen zu finden, die Wissen nachholen bzw. auffrischen wollen oder sich z. B. durch Sprachkurse auf eine Auslandsreise vorbereiten möchten. Bei kirchlichen Bildungsträgern wird Wert auf das Erfahrungswissen und die Kompetenz der älteren Teilnehmerinnen und Teilnehmer gelegt. Daraus eröffnet sich die Chance, sich neue Betätigungsfelder und neue Rollen im Alter zu erschließen. Der Bezug zur Zeitgeschichte und zu der individuellen Lebensgeschichte wird ernst genommen und Unterschiede der „Schicksalsgenerationen“ reflektiert. Ein Ziel kirchlicher Seniorenarbeit ist die Reflexion der eigenen Lebensgeschichte und die Versöhnung mit Gott und den Menschen.

IV. Auswahl der kirchlichen Milieus mit dem Schwerpunkt „Alter“

Auf der Basis von mehreren repräsentativen Befragungen für unterschiedliche Auftraggeber aus Wirtschaft, Politik, Medien und Bildung werden seit 1979 verschiedene Einzelmilieus erforscht, die sich hinsichtlich ihrer Bevölkerungsanteile

von Jahr zu Jahr verändern. Mit dem Begriff „Milieu“ wird nicht etwa ein Rotlicht-Milieu, sondern es werden gesellschaftliche Teilkulturen beschrieben.

Die EKD hat im Jahr 2002 die Lebensstile von evangelischen Kirchenmitgliedern untersucht. Die Milieuperspektive eignet sich als ein hilfreiches Instrument, um die kirchliche Arbeit zu analysieren und „passgenauer“ zu planen. Interessant ist, dass sich die untersuchten Milieus nicht so sehr darin unterscheiden, welcher Altersgruppe die Kirchenmitglieder angehören, als vielmehr in deren Lebenslage (wie vorhin beschrieben), welchen Lebensstil sie bevorzugen, in welchem Lebensumfeld sie leben oder auch, welche Lebenschancen sie genutzt haben.

Seit jüngster Zeit ist ein wachsendes Interesse an Fragen zur kirchlich-religiösen Bindung der Älteren zu beobachten. Für jedes Milieu kann man ein Durchschnittsalter angeben. Häufig stammen viele Menschen eines Milieus aus derselben Altersgruppe. Dennoch gibt es Abweichungen und Streuungen: Am Beispiel des Alters sei dies noch einmal verdeutlicht: Wer 65 Jahre alt ist, gehört kirchlich mit einer hohen Wahrscheinlichkeit zu den „Hochkulturellen“ oder den „Bodenständigen“, kann aber auch, das ist weniger wahrscheinlich, zu den „Zurückgezogenen“ oder den „Kritischen“ gerechnet werden. In Auszügen stelle ich diese Teilkulturen anhand der Beschreibungen in dem Buch „Milieus praktisch“ vor:

1. Die Hochkulturellen

Die Menschen des hochkulturellen Milieus sind traditionell orientiert, haben eine eher hohe Bildung und sind finanziell gut abgesichert. Die Interessen sind vielfältig. Die Menschen dieses Milieus informieren sich über Politik und Kirche. Bildung hat einen hohen Stellenwert. Soziales Engagement ist diesen Menschen eine wichtige Verpflichtung. Hochkulturelle sind in der Regel Mitte 50 und älter, der Altersdurchschnitt liegt bei 63 Jahren. Zwei Drittel der Hochkulturellen sind Frauen.

2. Die Bodenständigen (vielleicht die Menschen, die am ehesten in der Seniorenarbeit erreicht werden): Auch die Menschen aus dem bodenständigen Milieu sind stark traditionell orientiert. Viele wohnen schon lange an einem Ort. Urlaub wird im eigenen Land gemacht. Knapp 90 Prozent der Bodenständigen haben einen Haupt- oder Volksschulabschluss, sie sind eher einkommensschwach. Für Bodenständige spielen Geselligkeit und Kontakte zu Familie, Nachbarschaft oder in Vereinen eine wichtige Rolle. In diesen Bereichen sind sie gern für andere da. Die Bodenständigen sind oft mit der Kirche verbunden. Gesellige Angebote der Kirchengemeinde werden gerne angenommen. Menschen aus dem bodenständigen Milieu sind in der Regel Ende 40 und älter. Hier liegt der Altersdurchschnitt bei 63 und der Frauenanteil bei 63%.

3. Die Zurückgezogenen: Mit dem Begriff „zurückgezogen“ sind die Menschen dieses Milieus sehr zutreffend bezeichnet. Sie leben unauffällig, sind in der Öffentlichkeit nicht präsent und haben nur wenig Sozialkontakte. Bildung und Einkommen dieses Milieus sind eher unterdurchschnittlich, der geografische Bewegungsradius ist oft klein. Zurückgezogene sind stark traditionell orientiert. Die Kirche wird zwar als alte Heimat empfunden, doch beteiligen sich diese Menschen nicht direkt. Man findet Zurückgezogene in den unterschiedlichsten Bevölkerungsgruppen etwa ab 40. Der Altersdurchschnitt liegt bei 55 Jahren

4. Die Kritischen: Die Kritischen wünschen sich eine aufgeschlossene Kirche, die gegenüber aktuellen gesellschaftlichen Fragestellungen offen ist, sich engagiert und christliche Wahrheiten immer wieder aufs Neue reflektiert. Menschen aus diesem kritischen Milieu haben in der Regel ein hohes Bildungsniveau. Sehr viele Kritische leben in einer Familie. Kritische sind kulturell sehr interessiert. Aber auch Sport, Kino, Internet oder Computer sind in der Freizeit angesagt. Kritische bringen sich in Diskussionen ein und entwickeln Projekte. Und sie engagieren

sich: In diesem Milieu gibt es die meisten aktiven Ehrenamtlichen. Der Altersdurchschnitt in dieser Gruppe liegt bei Mitte 40. Vor allem 25- bis 65-jährige Menschen gehören zu diesem Milieu, der einen Frauenanteil von zwei Dritteln hat.

V. Folgerungen für die kirchlich-diakonische Arbeit in den Kirchengemeinden
Hier beziehe ich mich auf den Abschlussbericht der Konsultationsgruppe „Leben im Alter“ in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau vom 21. April 2009.

Ausrichtung an Lebenslagen und Milieus: In der Altenarbeit sagen zielgruppenspezifische Begriffe wie „junge Alte“ oder „Hochbetagte“ wenig über die jeweilige Lebenslage aus. Auch die unterschiedliche Ausrichtung der Geschlechter muss mehr berücksichtigt werden. „Männer altern anders“, so ein Buchtitel meines früheren Kollegen Eckart Hammer. Sie suchen andere Betätigungsfelder als Frauen, oder sie organisieren diese anders.

Teilnahme von Theologie und Kirche am gerontologischen Diskurs: Bisher kommen gerontologische Themen zu wenig in der Theologenausbildung vor. Gottesdienste und Predigten gehen kaum auf die unterschiedlichen Lebenslagen älterer Gemeindeglieder ein.

Zusammenarbeit der fachlichen Fachkräfte in den kirchlichen Handlungsfeldern: Die Vielfalt des Alters erfordert eine konzeptionelle Neuorientierung der Zusammenarbeit. Diese muss handlungs- und institutionsübergreifend sein. Alte (und junge) Menschen müssen in die Arbeit einbezogen werden.

Zusammenarbeit gemeindlicher Altenarbeit und diakonischer Altenpflege: In einigen Landeskirchen gibt es eine innovative gemeinwesenorientierte und kirchen-gemeindliche Altenarbeit. Die altenpflegerischen Arbeitsfelder (Diakoniestationen und Pflegeheime) müssen niederschwelliger werden und sich mit anderen Angeboten vernetzen. Selbsthilfegruppen sind zu

unterstützen. Es geht um die Entwicklung von mehr gemeinwesenorientierten und intergenerativen Projekten.

Freiwilliges Engagement alter Menschen gezielt fördern: Alte Menschen sind in hohem Maße bereit, sich zu engagieren. Sie suchen Aufgaben mit aktiver Mitgestaltung, die Raum geben für eigenständiges Handeln. Eine professionelle Netzwerkarbeit unterstützt die freiwillig Engagierten. Gute Rahmenbedingungen mit Bildungsangeboten (wie etwa in der Hospizarbeit) sind unabdingbar, um selbstbestimmte Teilhabe zu fördern und auszubauen.

Weiterführende Literatur zum Referat:

Sechster Altenbericht: „Altersbilder in der Gesellschaft“. Die Veröffentlichung des Berichts ist für Herbst 2010 vorgesehen. Der Sechste Altenbericht kann danach online, schriftlich oder telefonisch bezogen werden: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend BMFSFJ, Glinkastr. 24, 10117 Berlin, Tel. 03018.5550, Servicetelefon: 01 80 / 1 90 70 50; www.bmfsfj.de/Service/Publikationen

Leben im Alter. Abschlussbericht der Konsultationsgruppe „Leben im Alter“. Darmstadt (2009). Zu beziehen über das Diakonische Werk in Hessen und Nassau e. V., Ederstr. 12, 60486 Frankfurt, Postfach 90 02 29; 60442 Frankfurt. Tel. 069.79470; Fax 069.7947310; E-Mail: kontakt@dwhn.de; Internet: www.dwhn.de

„Herausforderung Demenz. Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen in der Kirchengemeinde. Eine Entscheidungs- und Planungshilfe“, Hrsg.: EAfA in Kooperation mit dem DEVAP (2002). Die Arbeitshilfe und das Informationsblatt können bei der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit EAfA, Kirchenamt der EKD, Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover. Tel.: 0511.2796441 oder E-Mail eafa@ekd.de bestellt werden. Internet: www.ekd/senioren/senioren.html

Im Alter neu werden können. Evangelische Perspektiven für Individuum, Gesellschaft und Kirche. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD. Gütersloh 2009: Gütersloher Verlagshaus

Claudia Schulz/Eberhard Hauschildt/Eike Kohler: Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde. Göttingen 2008: Vandenhoeck & Ruprecht

Susanne Fetzter: Grau sind nur die Haare. Handbuch für die neue Seniorenarbeit. Neukirchen-Vluyn 2010: AUSAAT-Verlag

Diakonie auf breiter Front Neue Geschäftsführerin für Diakonische Arbeitsgemeinschaft



Frau Dr. Gyburg Beschnidt

Neue Geschäftsführerin der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Kirchen in Deutschland ist Dr. Gyburg Beschnidt. Sie folgt auf Klaus Pritzkuleit, der Ende Mai 2010 einem Herzinfarkt erlag.

Die 53jährige Gyburg Beschnidt war zuvor Gemeindepastorin und Krankenhausseelsorgerin in Berlin und Hamburg. Außerdem war sie Referentin für Kleingruppen und Hauskreise im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden und Geschäftsführerin der Evangelischen Haupt-Bibelgesellschaft. Die neue Geschäftsführerin der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft hat in Berlin, Hamburg, Oxford und Fort Worth (Texas) studiert und am Southwestern Baptist Theological Seminary in Fort Worth in Systematischer Theologie promoviert.

„Ziel der Arbeit ist, die Zusammenarbeit der evangelischen Freikirchen und der Evangelischen Kirche in Deutschland im Bereich der Diakonie und im Entwicklungsdienst zu fördern“, erklärte Beschnidt, die im Oktober 2010 ihre Arbeit aufgenommen hat.

Mitglieder der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft sind die Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland, der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland und Freier evangelischer Gemeinden in Deutschland, die Heilsarmee in Deutschland, die Europäisch-Festländische Brüder-Unität Herrnhuter Brüdergemeinde, die Evangelisch-methodistische Kirche, das Katholische Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland, die Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche, der Verband Freikirchlicher Diakoniewerke und das Diakonische Werk der EKD. Als Vorsitzender der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft fungiert Horst Charlet von der Heilsarmee.

Die Mitglieder der Vereinigung verstehen Entwicklung und Diakonie als Wesens- und Lebensäußerung der Kirche Jesu Christi. Sie sind überzeugt, dass nach dem biblischen Auftrag die Verkündigung des Evangeliums und der Dienst in der Gesellschaft, missionarisches Zeugnis und Weltverantwortung im Handeln dieser Kirchen zusammengehören. Sie nehmen sich unterschiedslos der Menschen in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in ungerechten Verhältnissen an.

Sie wollen dazu beitragen, die Ursachen dieser Nöte aufzudecken, zu benennen und zu beseitigen. Gemeinsam mit den sie tragenden Kirchen und diakonischen Verbänden tritt die Diakonische Arbeitsgemeinschaft in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft für eine gerechte Gesellschaft und eine nachhaltige Entwicklung ein.

Pilgern mit dem Tagebuch ERF-Radiosendung des ESW „Hier werde ich gebraucht“

Biografische Lebensrückblicke helfen auch in der Gegenwart. Denn der Blick zurück ist zugleich ein Blick nach vorn. Wie diese Erkenntnis umgesetzt werden kann, erhellte die Radiosendung „Hier werde ich gebraucht“ im Evangeliumsrundfunk ERF im zurück liegenden Herbst. Horst Marquardt und Liesel Pohl vom ESW stellten die Sendung zusammen.

ESW-Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag bekannte, dass biografisches Schreiben aktiv hält und in seiner erklärenden Wirkung Hilfen für Gegenwart und Zukunft erbringt. Das Gedächtnis ist das Tagebuch, das wir mit uns herum tragen. Als Pilgerreise zum Ich bereichern Lebensrückblicke ungemein. Man lernt die eigene Reifung und die eigene Entwicklung auch im Glauben kennen. Denn Glaubensprozesse seien oft eng mit dem Leben verknüpft. Wie beim Pilgern brauche man aber für das Eintauchen in das eigene Leben Zeit und Ruhe. Die Biografien können im Alter aber auch mit anderen Menschen verbinden.

Hierzu gab Liesel Pohl in der gleichen Sendung ein Beispiel von Begegnungen mit zwei verwitweten Männern auf dem Friedhof. Beide maßen den eigenen Trauer-Ritualen eine unterschiedliche Bedeutung zu, was aus ihren jeweiligen Lebensumständen erklärbar war. Dennoch unterstützte der seine Trauerarbeit weniger bedeutsam empfindende der beiden Herren den anderen, gehbehinderten Verwitweten bei dessen regelmäßigen Friedhofsbesuchen. So helfe das Eintauchen in die Biografie anderer zum Verständnis füreinander und erleichtere den Zugang zum Mitmenschen. „Auch Jesus verstand seine Mitmenschen in ihrer Gänze“, erläuterte Liesel Pohl in der ERF-Sendung. Auch wir könnten über die biografischen Momente Zugang zu anderen finden. An Anstößen zum biografischen

Arbeiten in Gruppen benannte die Autorin Bilder, Gegenstände, Landkarten, Einkaufszettel, Kochrezepte und sogar Düfte. Sie verstärkten die Rückerinnerung.

Die biografische Arbeit zur Identitäts-Stabilisierung von Bewohnern eines Seniorenzentrums wurde in der Radiosendung am Beispiel des Seniorenorts Weltersbach-Leichlingen im Bergischen Land geschildert. Dort leben Seniorinnen und Senioren in einer Altersspanne von 35 Jahren miteinander. Erinnerungen und Gesprächsrunden steigern dort die gegenseitige Wertschätzung und das Zusammengehörigkeitsgefühl. Bei der Hilfe im Garten, beim Zubereiten des Mahlzeiten-Tisches und beim Einsortieren der Wäsche können sich die Heimbewohner noch betätigen und finden Anstöße an ihre früheren Aktivitäten. Es entsteht in ihnen das Gefühl: „Hier werde ich gebraucht“. Auch Ehrenamtliche helfen mit vielerlei Handreichungen und ganz einfach nur mit Zuhören und Anteilnahme an den Lebensberichten. Das gemeinsame Singen von Volksliedern, geistlichem Liedgut und von Schlägern aus alten Zeiten hebt die Stimmung und stärkt die Gemeinschaft.

Die Krone der Alten Geistliche Einführung für ESW-Landesverband Rheinland

Die Bildung des neuen ESW-Landesverbands Rheinland-Westfalen-Lippe unter Leitung von Dr. Erika Neubauer im September 2010 in Bonn leitete Superintendent Rolf Schießmann mit einer Geistlichen Einführung ein, in der er auf lebensaltrige Figuren einging, wie sie in der Bibel dargestellt werden. Schießmann legte seiner Besinnung die nachfolgenden Gedanken zugrunde.

Bei den folgenden Gedanken will ich nicht Jugend und Alter gegeneinander ausspielen. Mir war in meiner Arbeit grundsätzlich immer wichtig, was der Kanon besingt „Junge mit den Alten sollen loben den Namen des Herrn“.

Mir fällt in der Bibel auf, dass an entscheidenden Nahtstellen der göttlichen Heilsgeschichte mit der Menschheit gerade alte Menschen eine Rolle spielen, ja eine Führungsrolle einnehmen. Ich denke da an Abraham, der noch mit 75 Jahren die Berufung erhält, sich zum Segen Israels und der Völker aufzumachen. Gott ist da nicht wie unsere Kirche auf ein bestimmtes Alter festgelegt. Gott erwartet sogar von einem so alten Mann wie Abraham Aufbruchsbereitschaft, eine neue Sache zuversichtlich anzupacken. Der stand damals vor völlig unbekanntem Situationen.

Auch von Josef wird zumindest in den Apokryphen berichtet, dass er ein Greis war. Man hört von einem Alter von 80 Jahren. Dass Gott ihn bei seiner Menschwerdung braucht, hat wohl mit seinem Gehorsam und seinem Gerechtigkeits-sinn zu tun. Gott will ihn ganz bewusst an der Seite Mariens haben, und Josef erfüllt diese schwierige, herausfordernde Aufgabe. Ob die EKd für eine Reform einen solchen Mann noch eingesetzt hätte?

Ich denke auch an den alten Simeon oder auch den alten Zacharias, die mit ihren Gaben von Gott sehr ernst genommen werden. Deren geistliche Erfahrung gilt etwas. Sie sind für das Heil, das Gott vorbereitet, bedeutsam.

Schließlich bin ich im ersten Timotheus-Brief auf das Amt der Witwe gestoßen, die bei gewissen Voraussetzungen von der Gemeinde für diakonische Aufgaben und den Gebetsdienst eingesetzt wurde, und zwar besoldet. Eine Voraussetzung ist bei ihrem Einsatz allerdings zu beachten: Sie soll mindestens 60 Jahre alt sein.

Die Bibel respektiert bei diesen alten Menschen ihre Weisheit. Bei Jesus Sirach steht's ganz

schlicht und einfach: Das ist der Alten Krone, dass sie viel Erfahrung haben. Die hoch betagte Hanna in Lukas 2 wird deshalb für ihren Tempeldienst hoch geschätzt, vor allem ihre Spiritualität, ihre weite, souveräne Sicht ins Zukünftige; was offenbar Jüngere nicht immer haben oder erst bei den Alten lernen müssten, wie es die Jugend bei ihrem alten Taizé-Gründungsvater Roger Schutz tut.

Natürlich sind die alten Menschen heute anders, als sie die Bibel schildert, aber die Bibel ist trend-unabhängig und macht uns auf jeden Fall auf die Qualitäten, ja sogar Führungsqualitäten der alten Menschen aufmerksam und relativiert Altersgrenzen.

Lesen leicht gemacht Zeitschriften stellen sich auf ihre älteren Leser ein

Viele Seniorinnen und Senioren sind begeisterte Leser. Doch immer wieder erschweren eine zu kleine Schrift und zu schwache Kontraste das Lesen oder machen es gar unmöglich. „Die Tageszeitung, ein gutes Buch, eine Zeitschrift das alles hält einen auf dem Laufenden. Nicht mehr lesen zu können, nicht mehr die Buchstaben und die Texte erfassen zu können, verärgert und reduziert den Lebensraum. Schon kleine Veränderungen haben oft große Wirkung, und die Schrift ist für alle bequem zu lesen“, betonte Prof. Dr. Ursula Lehr, die Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das Evangelische Seniorenwerk ESW mitarbeitet.

Um auf dieses Problem aufmerksam zu machen und Tipps für Änderungen zu geben, hat die BAGSO die Checkliste „Nutzerfreundliche Printmedien“ erarbeitet. Bei deren Entwicklung bezog sie ältere Leserinnen und Leser als Experten und die Fachkompetenz des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbandes, der ebenfalls Mitglied

der BAGSO ist, mit ein. Mit Hilfe dieser Checkliste wurden Zeitschriften, Broschüren und andere Printmedien auf ihre Schriftgröße, auf Abstände, Kontraste, Leseführung und Verständlichkeit hin untersucht. Zwei der meist gelesenen Gesundheitsmagazine, der „Senioren-Ratgeber“ und der „Diabetes-Ratgeber“ des Verlages Wort & Bild, haben sich als erste Zeitschriften in Deutschland prüfen lassen und diese Prüfung mit herausragendem Erfolg bestanden. Dafür zeichnete die BAGSO die beiden Zeitschriften mit der BAGSO-Verbraucherempfehlung „Nutzerfreundliche Printmedien“ aus.

„Wir freuen uns besonders, dass eine Organisation, die weiß, was Älteren gefällt und worauf sie achten, unser Heft ausgezeichnet hat“, so Dr. med. Hartmut Becker, Herausgeber, Geschäftsführer Fachwissenschaft und Internet-Redaktion. Inhaltlich überzeugen die beiden Zeitschriften im Handtaschenformat durch gute Verständlichkeit und übersichtliche Gestaltung. Die Generationen der über 50jährigen werden durch ein breites Themenspektrum in ihrer Vielfalt angesprochen.

Der Verlag und die Redaktionen zeigten sich bereits im Vorfeld sehr offen für die Anregungen der BAGSO und reagierten schnell: Sie erhöhten die Schriftgröße und den Zeilenabstand, der für die Lesbarkeit ebenso entscheidend ist. Damit erfüllen der „Senioren-Ratgeber“ und der „Diabetes-Ratgeber“ die BAGSO-Kriterien für nutzerfreundliche Printmedien zu 100 Prozent.

Gott lässt mich teilhaben an
seiner schöpferischen Kraft
und seiner Fantasie. Ich kann
aussäen und pflanzen, kann
etwas aufbauen und die Welt
um mich herum gestalten.

Tina Willms

Eine Lanze für arme Kinder Diakonie-Spot gegen Kinderarmut lief vier Wochen bei RTL

Die Fernsehanstalt RTL und die Diakonie, zu der auch das ESW gehört, machen sich gemeinsam stark für Kinder, die in Armut aufwachsen. Jedes Kind hat ein Recht auf seine Chance, kein Kind darf verloren gehen - dies ist die zentrale Botschaft des neuen Spots „Perspektiven“ der Diakonie, der von September 2010 an im Fernsehprogramm RTL gezeigt wurde.

Ein kleines Mädchen steht am Fenster. Es zeichnet ein Haus. Gerne möchte das Kind später einmal selbst große Häuser bauen, Architektin werden. Doch seine Eltern sind arbeitslos. Auf finanzielle Unterstützung durch die Eltern wird das Mädchen nicht bauen können. Die Handlungssituation aus dem Spot zeigt: Wer in Armut aufwächst, hat es deutlich schwerer.

In Deutschland leben etwa drei Millionen Kinder und Jugendliche, die von Armut bedroht sind. Auch sie haben Träume und Pläne für die Zukunft, sie wollen einmal große Häuser bauen, sie wollen studieren oder als Tierarzt bzw. Tierärztin arbeiten. Doch in der Realität scheitern die Träume schnell. Aufgrund ihrer sozialen Herkunft sind Kinder, die in Armut aufwachsen, von Anfang an benachteiligt. Für diese Kinder setzten sich die Fernsehanstalt RTL und die Diakonie daher besonders ein. Von Ende September 2010 an war der Diakonie-Spot gegen Kinderarmut vier Wochen lang im Programm RTL zu sehen. Konzipiert und produziert wurde der Spot in Zusammenarbeit mit der Filmakademie Baden-Württemberg und der RTL-Creation. Rund 20 Studierende haben unter der Regie von Justus Becker an dem Projekt mitgewirkt.

Pressestimmen ESW in der Agenturmeldung

Mit seiner Jahrestagung 2010 „Einmischen Mitmischen“ in Bonn gelangte das Evangelische Seniorenwerk über die Presse-Agentur IDEA in viele Redaktionen. Die Meldung der IDEA-Agentur vom 28.9.2010 hatte den folgenden Wortlaut.

Alte sollen mehr in der Kirche mitmischen. Jahrestagung des Evangelischen Seniorenwerks: Verborgene Talente wecken. Bonn (idea): Für eine stärkere Beteiligung alter Menschen an der kirchlichen Arbeit hat sich der Vizepräsident der EKD-Synode, Oberkirchenrat Klaus Eberl (Düsseldorf), ausgesprochen. Eine betreuende, versorgende und unterhaltende Altenarbeit reiche nicht aus. Darüber hinaus seien Modelle der Mitarbeit erforderlich, in denen Senioren ihre Erfahrung, ihr Wissen und ihre Leidenschaft einfließen lassen könnten, sagte der Theologe auf der Jahrestagung des Evangelischen Seniorenwerks (ESW) in Bonn.

Das Treffen, an dem rund 50 Mitglieder teilnahmen, stand unter dem Thema „Einmischen - Mitmischen“. Eberl ermunterte die „jungen Alten“, ihre Anliegen und Aktivitäten selbstbewusst in der Kirche zur Geltung zu bringen. Eine missionarische Volks- und Beteiligungskirche lebe davon, dass sich alle Altersgruppen einbrächten. Gabriele Winter (Düsseldorf), Referentin für gemeinwesenorientierte Altenarbeit der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe, rief dazu auf, verborgene Talente alter Menschen zu wecken. Jungsenioren könnten zum Beispiel Schülern mit schlechten Noten beim Lernen helfen, Ältere hinsichtlich ihrer Wohnsituation beraten oder Begegnungsmöglichkeiten für Einsame und Trauernde schaffen. Die Kirche habe für solches Engagement die geeignete Infrastruktur.

Auf der Tagung konstituierte sich der ESW-Landesverband Rheinland-Westfalen-Lippe unter Vorsitz von Erika Neubauer (Meckenheim bei

Bonn). Sie war von 1991 bis 2007 Geschäftsführerin der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen. Damit umfasst das seit 1993 bestehende ESW jetzt drei Landesverbände: Bayern, Pfalz und Rheinland-Westfalen-Lippe mit zusammen rund 1.000 Mitgliedern. Bundesvorsitzender ist Pfarrer i.R. Klaus Meyer (Nürnberg).

Weiter so! Leserstimmen zum ESW- Informationsbrief

Aus dem Leserkreis des ESW-
Informationsbriefs kommen immer wieder
ermutigende Zuschriften. Hier die Beurteilung
von Martha und Hans-Jochen Nickel aus
Meckenheim.

„Bei dieser Gelegenheit ein großes Lob für Ihre inhaltsreichen Informationsbriefe! Im Unterschied zu manchen anderen kirchlichen Zeitschriften finden wir darin viel von der unverzichtbaren Substanz des auf das Wort Gottes gegründeten christlichen Glaubens. Auch die Lebensbilder namhafter Persönlichkeiten der älteren oder neueren Kirchen- und Kulturgeschichte finden wir gut erarbeitet und ausgesprochen bereichernd. Machen Sie bitte weiter so! Mit den besten Grüßen Ihre Martha und Hans-Jochen Nickel.“

Wo Menschen beisammen
sind, da gibt es neben Ge-
meinsamkeiten eben auch
Unterschiede. Das kann
manchmal zu Konflikten füh-
ren - auch unter Christen.

Reinhard Ellsel

Für Sie gelesen....

....von Hans Steinacker

Flucht aus Puritanien

So hieß der erste deutsche Titel des zeitlosen Klassikers, den C.S. Lewis 1933 in nur 14(!) Tagen nieder schrieb. Es ist die autobiografische Jugenddichtung des ehemaligen Oxforder Agnostikers, der hier Rechenschaft über seinen geistigen Weg gibt. Unter einem neuen Titel löst nun in brillanter Übersetzung und mit hilfreichen Anmerkungen bei Beachtung des britischen Lokalkolorits der bekannte C.S. Lewis-Biograf und Übersetzer Christian Rendel die alte deutsche Übersetzung von 1983 ab. In dem fantastischen Werk wird die übergroße Sehnsucht des Knaben John geschildert, den es fort aus Puritanien treibt. Als er eines Tages durch die Lücke einer alten Mauer die „Insel“ erblickt, Symbol seiner tiefen Sehnsucht, entschließt er sich für eine lange, beschwerliche Reise. Dabei macht er merkwürdige Reisebekanntschaften, wie die der Herren Aufklärung (Mr. Enlightenment), Tugend (Virtue), Vernunft (Reason) und Mammon. Es geht durch Claptrap (Schaumschlägerei), Rauschhausen, Zeitgeistheim, Schwarmstadt und manch anderen kuriosen Ort, bis er nach erfolgter Umkehr bei „Mutter Chiesa“ (Kirche) an sein ersehntes Bestimmungsziel gelangt. Dem Stil nach ist das Werk an das große Jahrhunderte alte Bestseller-Hausbuch „Die Pilgerreise“ des baptistischen Kesselflickers John Bunyan (1628-1688) angelehnt, der es in langjähriger Kerkerhaft wegen seines Glaubens in London als eine anschauliche Parabel vom ewigen Seelenheil schuf. C.S. Lewis. Das Schloss und die Insel. Die gespiegelte Pilgerreise. Paperback, 13,0 x 20,5 cm, 272 Seiten, 14,95 Euro. Brunnen

Wie die Kraft der Bibel uns verändert
Die Bibel ist kein Rezept- oder Formelbuch, um unsere alltäglichen Nöte zu lindern oder auch unsere angeblich so fromme Lebensweise zu

bestätigen. Der weltbekannte Autor zahlreicher spiritueller Bestseller (Viele Quellen hat der Strom, Nachfolge feiern u. a.) zeigt in seinem neuen Buch, dass es in der Bibel eben nicht nur um Informationen, sondern um Veränderung des Einzelnen geht. Sie beginnt damit, dass er eine Vision bekommt, die Bibel mit neuen Augen zu sehen und sich einladen zu lassen, in ihre Welt einzutreten und konkret eine Existenz mit Gott zu führen. Es ist ein Prozess, der damit beginnt, das Wort Gottes nicht nur mit dem Herzen und dem Verstand zu lesen, sondern auch mit anderen Christen zu teilen, um neue Wege zu wagen und Disziplinen einzuüben, die ein wechselndes Beziehungsabenteuer mit Gott ermöglichen. Es ist ein Weg souveräner Freiheit und ein befreiendes Leben aus Gottes Zuwendung. Und das konkret und lebenslang. Ein kluges Lebensbuch für alle, die mit dem Status quo ihres Christ unzufrieden sind.

Richard Foster. *Leben mit Gott*. Gebunden, 13,5 x 20,5 cm, 208 Seiten, 16,95 Euro. R. Brockhaus

„Christen bellen und beißen...“

So heißt es in der hier vorgestellten amerikanischen Studie, die ein angesehener deutscher Theologieprofessor lobt und für missionstheologisch bedeutsam hält. Geht es doch in dieser groß angelegten Untersuchung um die Frage, was 16-29-Jährige über Christen und das Christentum denken. Auch wenn es sich um eine amerikanische Befragung handelt, sind viele schockierende Ergebnisse auf unsere Situation übertragbar. Es wird deutlich, wie abschreckend Christen auf Nichtchristen wirken. „Das Problem ist der Dünkel der moralischen Überlegenheit... (S. 77)“ Fazit: So sind sie, die Christen, arrogant, antihomosexuell, besserwischerisch, politisch reaktionär oder zumindest konservativ, heuchlerisch und bekehrungswütig. Eine schockierende Analyse, die aber Ansatzpunkte zeigt, wie Beziehungen zu Nichtgläubigen aufzubauen sind und wie man ihnen nach dem Evangelium dient. „Der russische Autor Dostojewski schrieb einmal, dass Gnade unseren Blick heilt und sie uns dazu bringt, die Menschen zu

lieben, weil wir sie so sehen, wie sie nach Gottes Absicht sein sollen.“ (S. 298).

David Kinnaman/ Gabe Lyons: *Unchristlich. Was eine neue Generation über Christen denkt*. Gebunden, 320 Seiten 9,95 Euro. Hänssler

Bücher mit langem Atem

Fünzig Bücher mit Dauerwirkung sind hier vereinigt und werden mit Lesetipps sowie den Hintergründen ihrer Entstehung vorgestellt. Wenn man will, stellen sie einen ökumenischen Kanon der bekanntesten geistlicher Bestseller dar, der bei Cyrill von Jerusalem (um 320 387) beginnt und bei Henry Nouwen (1932 1996) aufhört. Dazwischen dann die ewigen Longseller „Bekenntnisse“ von Augustinus, die „Briefe“ von Hildegard von Bingen, der „Sonnengesang u. a.“ von Franziskus, die „Reden der Unterweisung“ von Meister Eckhart, die „Predigten“ von Johannes Tauler, „Das Gespräch von Gottes Vorsehung“ von Katharina von Sienea, die „Nachfolge Christi“ von Thomas von Kempen, drei Klassiker von Martin Luther, die „Gedanken“ von Pascal, die „Geistlichen Übungen“ von Ignatius von Loyola, „Lieder“ von Paul Gerhardt, die „Aufrichtigen Erzählungen eines russischen Pilgers“, „Widerstand und Ergebung“ von Dietrich Bonhoeffer und viele andere. Es sind Bücher, die auch in der Zukunft noch Bedeutung haben werden. Der Autor ist Theologieprofessor und sieht seinen Arbeitsschwerpunkt in der „Geistlichen Begleitung“.

Michael Plattig: *Kanon der spirituellen Literatur*. Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen, 14,5 cm x 22 cm, 336 Seiten. 22,90 Euro. Vier-Türme Verlag

Pilgerfahrt mit Martin Luther

Eine gut fotografierte und liebevoll erzählte Entdeckungsreise durch Mitteldeutschland ist dieser kulturelle und geistliche Pilgerführer auf den Spuren des Reformators. Ein engagierter Kirchenmusiker und Theologe führt uns mit diesem schön gestalteten und wohlfeilen Text-/Bildband durch die Städte Mansfeld, Erfurt, Wittenberg, Eisenach und Eisleben. Wer hat sie je systematisch durchschritten? Beim ersten Durchblättern

werden wir schon zum geistigen Innehalten in der Wittenberger Schlosskirche, dem Augustinerkloster oder auf der Wartburg verführt. Jeder Schritt auf den geschichtsträchtigen Pilgerwegen wird durch Luthers eigene Worte sowie die spannende Darstellung seiner Lebensabschnitte und seines Wirkens begleitet. Anschaulicher können geschichtliche Zusammenhänge nicht erlebbar gemacht werden. Bei allem wird der Pilgerleser von der geistlichen Strahlkraft des Reformators und von der bleibenden Aktualität seines großen Erbes eingefangen. Ein Buch für alle, die mit Auto oder Wanderschuhen für ein paar Tage die „weißen Flecken“ im geschichtsträchtigen Mitteldeutschland erkunden wollen. Norbert Roth. Martin Luther neu begegnen. Durchgehend vierfarbig. Klappenbroschur, 144 Seiten, 13,5 x 20,5 cm, 16,95 Euro. Brendow

...von Kurt Witterstätter

Sensible Fragen an die Eltern

Die immer längere Lebenserwartung bedeutet auch, dass die Familien-Generationen immer mehr Jahre miteinander verbringen. Zeit genug also für intergenerative Dialoge. Marc Fischer legt dazu in seinem Buch „Fragen, die wir unseren Eltern stellen sollten“ 280 Fragen vor, die Söhne/Töchter ihren Eltern stellen können. Die jeweils großflächig auf ein Blatt gedruckten Fragen kreisen um das Beziehungsverhältnis der Eltern zueinander, um ihre Sexualität, ihren Glauben, ihr Verhältnis zu ihren Kindern, um ihre

politischen Einstellungen und um ihre Zukunftserwartungen und Zukunftsängste. Die Fragen sind mit elterlicher Sexualität und



möglichen NS-Vergangenheit der Eltern sensibel. Ob es deshalb mit ihnen zu Dialogen kommt, darf bezweifelt werden. Gerade die Fragen zur NS-Vergangenheit („Kanntet ihr mal einen richtig schlimmen Nazi?“, „Wie hat der Massenmord an den Juden euer Leben beeinflusst?“, „Habt ihr je ein gutes Argument für Hitler gehabt?“) gehen im Jahre 2010 kohortenmäßig bereits an der Realität heute alter Menschen vorbei: Heute 80jährige waren 1945 gerade mal 15 Jahre alt und konnten da kaum einen fanatischen Nazi von einem Mitläufer unterscheiden. Dagegen blendet das Buch mögliche SED-Verstrickungen, die heute näher lägen, völlig aus. Viele Frage-Themen entstammen so eher dem Arsenal der Achtundsechziger-Zeit (Fragen zur Sexualmoral, zur RAF, zu Rudolf Augstein und zum Sozialismus) und wirken im Jahre 2010 überholt. Auch transportiert das Buch leider Alters-Defizite („Was ist das Grausamste am Älterwerden?“, „Wie kämpft ihr gegen die alles verschlingende Müdigkeit?“). Und über Geschmack lässt sich trefflich streiten bei einer Frage wie „Entschuldigung, aber sagt ihr ‚ ficken‘, ‚miteinander schlafen‘ oder ‚Liebe machen‘, wenn ihr zusammen ins Bett geht?“. Andere Sexualfragen sind abseitig: „Hattest du mal Sex mit einer Frau, Mutter?“ und „Bei welchem deiner Kollegen hättest du schwul werden können, Vater?“. Das Buch vertut leider die Chance, in der Familie den intergenerativen Dialog zu führen, weil es zu unsensibel intime Fragen stellt sowie politisch inaktuelle Sachverhalte und Altersdefizite thematisiert. Marc Fischer: Fragen, die wir unseren Eltern stellen sollten (solange sie noch da sind). Frankfurt: Eichborn 2010. 188 Seiten. ISBN 978-3-8218-6126-5. 14,95 Euro

Die alten Eltern stützen

Die alten Eltern in ihrer Hochbetagten-Phase unterstützen, wer will das nicht? Die Wege dazu sind vielfältig. Oft genug müssen sie modifiziert werden. Bei heutiger geografischer Mobilität werden die Generationen oft räumlich auseinander gerissen. Gertrud Teusen zeigt uns in ihrem im Kreuz-Verlag erschienenen, 180 Seiten

starken Ratgeber „Da sein nah sein“, dass man auch aus der Entfernung nah sein kann und umgekehrt in der Nähe nicht da sein kann. Wir erfahren für das Anheuern von Hilfskräften (auch aus Osteuropa) und/oder den Umzug zu den



Kindern, in eine altersgerechte eigene Wohnung, in Betreutes Wohnen oder in ein Heim viele hilfreiche Ratschläge. Das geht vom Vertraglichen über bauliche Stolpersteine, die soziale Nähe, die nötige Infrastruktur und die Rechtsansprüche bis zur medizinischen Versorgung und zur Rollenumkehr der erwachsenen

Kinder um vielerlei, worauf es bei der Suche nach einer neuen Wohnstatt und dem Umzug dorthin und die Eingewöhnung daselbst ankommt. Checklisten helfen den sich um ihre alten Eltern kümmernden Kindern und Schwiegerkindern, dabei auch nichts zu vergessen oder zu übersehen. Ein leicht lesbarer, mit ermittelbaren Testpunkten hilfreicher Ratgeber für menschliche Nähe auch bei geografischer Distanz, für bleibende Anteilnahme bei beidseitiger Souveränität ohne Illusionen.

Gertrud Teusen „Da sein - nah sein. Wie wir unseren alten Eltern gut tun können“. Freiburg: Kreuz-Verlag im Haus Herder 2010. 180 Seiten. ISBN 978-3-7831-3490-2. 14,95 Euro

Aufbrechende Pilger-Wunden

Gibt es noch Wunder? Die fünf Dienstagsfrauen aus dem Kölner Französischkurs konnten kaum ahnen, dass sie verwandelt von Lourdes zurück



kommen würden. Eigentlich wollten vier von ihnen nur die fünfte, jüngst verwitwete Judith auf ihrer Trauer-Pilgertour für ihren verstorbenen Mann begleiten. Dass sie sich von Judith hintergangen fühlten, war nicht die einzige Überraschung der von Monika Peetz eindrucksvoll geschilderten Tour von Montpellier in die

Pyrenäen. Das südliche Licht bringt die Wesenszüge des Quintetts in großartigen Persönlichkeitsstudien deutlich zum Vorschein. Wunden brechen auf. Aber alle Frauen geben ihrem Leben eine neue Wendung. Auch als Verwandelte bleiben sie mit- und füreinander die Dienstagsfrauen. Wenn das kein modernes Wunder ist. Monika Peetz: Die Dienstagsfrauen. Roman. Köln: Kiepenheuer & Witsch. 320 Seiten. ISBN 978-3-462-04255-9. 8,95 Euro

Hohes Lied vom Geben

Dass Geben seliger ist, denn Nehmen, führt Stefan Klein in seinem bei S. Fischer erschienenen 335seitigen Philosophie-Buch „Der Sinn des Gebens. Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit Egoismus nicht weiterkommen“ auf evolutionsgeschichtliche, hirnphysiologische, hormonelle und spieltheoretische Herleitungen zurück. Dumm nur, dass wir immer wieder von Gierigen hören und die Guten ins Hintertreffen geraten. Kleins auch noch mit Globalisierung und



Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit Egoismus nicht weiterkommen“ auf evolutionsgeschichtliche, hirnphysiologische, hormonelle und spieltheoretische Herleitungen zurück. Dumm nur, dass wir immer wieder von Gierigen hören und die Guten ins Hintertreffen geraten. Kleins auch noch mit Globalisierung und

Kommunitarismus deterministisch zur Schau gestellter Sieg der Edlen setzt freilich Gesellschaften voraus, in denen es gerecht zugeht und sich eben Reich und Arm nicht immer mehr spreizen. Dann würde Kleins „Homo reciprocans“ den „Homo oeconomicus“ überflügeln. Ein hoffnungsvolles Buch. Leider nur gültig in Idealistan mit allgemein verbindlicher Bergpredigt. Stefan Klein: Der Sinn des Gebens. Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit Egoismus nicht weiterkommen. 336 Seiten. Frankfurt: S. Fischer 2010. ISBN 978-3-10-039614-3. 18,95 Euro

Wenig Neue Freiheit

Etwas mulmig könnte einem werden, wenn man alt wird: Meinen Inga Bethke-Brenken und Günter Brenken in ihrem neuen 248-Seiten-Buch „Aufbruch in den Ruhestand“ bei Reinhardt. Hätten sie mal mehr ausgeglichene alte Menschen gefragt, wären ihnen nicht so viele negativ gestimmte Ruheständler untergekommen, die sie glauben retten zu müssen. Von „Zurückgezogenen“, „Bedenkenträgern“ und „Enttäuschten“



ist die Rede. Daneben macht das beratende Autorenpaar noch Helfer, ewig Junge, Genießer, Suchende und Weitermacher aus, die auch ihre Macken haben. Das ist alles recht künstlich. Wie auch die vielen Selbst-Management-Vorschläge mit vollgestopften, eng getakteten Tagesabläufen im mit 144 Seiten überfrachteten dritten Kapitel

„Wichtige Lebensbereiche im Ruhestand gestalten“. Da ist natürlich im Einzelnen zu Gesundheit, Wohnen, sozialen Kontakten und Familie viel Hilfreiches zusammen getragen. Leider sind die guten Ratschläge mit Beispielen von immer

wieder neuen Personen (Frau M., Herr R. usw.) übersät und auch typografisch verwirrend. Wie griffig teilte da einst die Schweizer Organisation „Tertianum“ die Alten ein in Homeworker, Bonviveurs, Explorer und Selfpromotoren! Befolgt man die von Brenken & Brenken vorgeschlagenen Tagespläne (S. 83), sieht man ihr Aktivitätenquadrat auf sich zukommen (S. 162) und liest man ihre Stress-Übungen (S. 201), kann einem als alter Mensch angst und bange werden, dass man ständig den „inneren Schweinehund überwinden“ soll (S. 193). Wo bleibt da die neue Freiheit?

Inga Bethke-Brenken/Günter Brenken: Aufbruch in den Ruhestand. Anleitung zum Gestalten und Genießen. München: Reinhardt 2010. 248 Seiten. ISBN 978-3-497-02150-5. 16,90 Euro

Biblischer Rückbezug

Die Senioren sind eine wohlfeile Zielgruppe pädagogischer Bemühungen. Die guten Ratschläge „Tu das“ und „Lass' jenes“ prasseln nur so auf sie nieder. Eine sympathische Ausnahme unter den vielen Alters Ratgebern (dabei waren es lange die Alten selbst, die Rat gaben!) macht jetzt Dr. Matthias Dannenmanns im Weißensee-Verlag Berlin erschienenenes, 101 Seiten starkes



Bilder- und Erzähl-Bändchen „Momente des Lebens“. Weil es nicht mit Katheder-Weisheit daher kommt. Sondern auf jeweils vier bis sechs Seiten kleine Begebenheiten am Rande schildert. Die Aperçus zu Gemeinschaft, Bildung, Engage-

ment, Sport, Reisen, Beten und Trauer eignen sich auch gut als Einstiege für Gespräche in Seniorengruppen. Sie sind zeithistorisch aktuell, weil sie heutige Senioren geformt sehen durch den Gegensatz zwischen Freiheit und Individualität der 1968er Jahre und durch das neue Selbstbewusstsein der Frau. Durchgängige Muster der 18 Kurzbeiträge sind biblische Rückbesinnungen und die Inhalte aufschlüsselnde Schwarz-Weiß-Fotos von Uta-Maria Proetel. Momente des Lebens. Neue Lebensfreude entdecken und entfalten. Hg. Matthias Dannemann. Berlin: Weißensee-Verlag 2009. 101 Seiten. ISBN 978-3-89998-993-9. 15,80 Euro

Übersichtliche Mustertexte Ein praktischer Ratgeber zur Vorsorge für die letzten Dinge

Für die Vorsorge bei Krankheit und Pflege bestehen im Wesentlichen drei verschiedene Regelungsmöglichkeiten: Die Vorsorgevollmacht, die Betreuungsverfügung und die Patientenverfügung. Pfarrer und Trauerbeauftragter des Bistums Fulda Werner Gutheil und Rechtsanwalt Heinrich Michael Roth haben aus ihrer langjährigen Erfahrung den aktuellen Ratgeber „Die christliche Patientenverfügung“ erstellt. Die Autoren nehmen sich explizit und praktisch diesem wichtigen Thema aus christlicher und juristischer Sicht an. Gleichzeitig, so das Anliegen der beiden Experten, soll diese Mappe helfen, miteinander über das Sterben und den Tod ins Gespräch zu kommen, auch über die Generationen hinweg.

Die Vorsorgeverfügungen bis hin zur Verfügung für das Sterben werden in ihrem Buch Schritt für Schritt kompetent erläutert. Die Autoren stellen inhaltliche Alternativen dar, geben Formulierungshilfen und liefern Mustertexte. Sensibel, übersichtlich und unkompliziert beantworten sie Fragen wie: Was soll bei schwerster Krankheit

geschehen? Wo soll ich so wichtige Dokumente verwahren und wie wird garantiert, dass mein Wille umgesetzt wird? Wie und wo möchte ich sterben? Mehr als zehn wichtige Dokumente sind neben den drei Vorsorgeformularen ebenfalls beigelegt, darunter beispielsweise eine Checkliste wichtiger Unterlagen, die Vollmacht für die Beerdigung, der Hinweis zur Bestattungsvorsorge, die Wünsche für die Beisetzung und die Vorlage „Mein Testament“.

Zur Information über die Autoren: Werner Gutheil, geb. 1962, 1993 Priesterweihe, Krankenhausseelsorger am Klinikum der Stadt Hanau, Ethikberater im Gesundheitswesen und Ausbilder für ehrenamtliche Hospizhelfer. Seit Herbst 2009 Trauerbeauftragter der Diözese Fulda. - Heinrich Michael Roth, Jahrgang 1957, ist selbständiger Rechtsanwalt bei Hanau mit Schwerpunkten im Ehe- und Familienrecht, Testamente, Betreuungssachen sowie Verfügungen für Alter und Krankheit. Als Co-Referent arbeitet er in der „Schreibwerkstatt Patientenverfügung“ von Werner Gutheil im Bistum Fulda mit.

Werner Gutheil/Heinrich Michael Roth: Die christliche Patientenverfügung. Der Ratgeber zur Vorsorge. 118 Seiten, 18,5 x 25,5 cm, gebunden. Leipzig: Benno-Verlag 2010. ISBN 978-3-7462-2913-3. 9,90 Euro.

Fachlicher Rat für letzte Dinge Patientenverfügung regelt ärztliche Behandlung im Ernstfall

Ältere Menschen beschäftigen sich vielfach mit ihrem Lebensende. Dabei spielt die Frage der Intensität der Behandlung finaler Erkrankungen eine besondere Rolle. Eine Möglichkeit, hierauf auch bei nicht mehr möglicher Willenskundgabe einzuwirken, besteht im vorgerigen Abfassen

eines Patiententestaments. Rechtsanwalt Wolfgang Monz gibt uns im nachfolgenden Interview hierzu einige Erläuterungen.

Frage: Seit September 2009 besagt ein Gesetz, dass Patientenverfügungen von Ärzten verbindlich eingehalten werden müssen. Für wen ist eine solche Willenserklärung sinnvoll?

RA Monz: „Die wenigsten Leute möchten sich mit dem Thema Sterben auseinandersetzen. Am ehesten beschäftigen sich ältere Menschen damit. Prinzipiell sollte aber jede volljährige Person eine Willenserklärung unterzeichnen, die darüber bestimmen will, welche lebenserhaltenden Maßnahmen Ärzte durchführen sollen, wenn man selbst nicht mehr gefragt werden kann.“

Frage: Wie sollte eine Patientenverfügung formuliert sein?

RA Monz: „Im Grunde kann jeder selbst eine Verfügung verfassen und sie unterzeichnen. Entscheidend dabei ist eine klare Formulierung des Geschriebenen. Aussagen wie ‚Ich möchte nicht an Schläuchen hängen‘ oder ‚Ich will in Würde sterben‘ über lassen aber die Interpretation dem jeweiligen Mediziner. Deshalb sollte auch einem vorgefertigten Formular ein Schriftstück beiliegen, das exakt auf unterschiedliche Szenarien und Behandlungsmöglichkeiten eingeht. Dafür ist es manchmal notwendig, sich ärztliche Beratung zu holen. Darüber hinaus kann ein Notar die Willenserklärung beglaubigen, um Zweifel über die Gültigkeit des Dokuments auszuräumen so erhält man maximale Rechtssicherheit.“

Frage: Wie lange ist diese Willenserklärung gültig?

RA Monz: „Eine Patientenverfügung gilt solange, bis sie vom Verfasser wieder aufgehoben wird. Man sollte das Dokument dennoch regelmäßig erneuern und seinen Wünschen oder medizinischen Veränderungen anpassen. Wichtig ist, Angehörige über die Erklärung zu informieren. Es gibt die Möglichkeit, die Patientenverfügung bei Anwalt und Notar zu hinterlegen oder bei offiziellen Stellen wie dem Deutschen Roten Kreuz.“

Frage: Was kostet es, eine Patientenverfügung erstellen und beglaubigen zu lassen?

RA Monz: „Lassen Sie sich die Patientenverfügung durch einen Rechtsanwalt erstellen, kommen Aufwendungen von bis zu 100 Euro hinzu. Deutlich teurer können Vorsorgevollmachten werden, mit denen neben der Patientensituation weitere Lebensbereiche geregelt werden. Bei einem Vermögenswert von 200.000 Euro fallen alleine Notarkosten von über 250 Euro an. Über einen Privat- und Berufsrechtsschutz wie ihn beispielsweise die Allrecht-Rechtsschutzversicherung anbietet, werden im Jahr 500 Euro für Patientenverfügungen oder Vorsorgevollmachten erstattet.“

Weitere Kontakte

Weitere Kontaktmöglichkeiten zum Interview über die Allrecht Rechtsschutzversicherung AG, Dariusz Weis, Liesegangstraße 15, 40211 Düsseldorf, Tel: 0211 90899-0, Fax: 0211 90899-99, Mail: service@allrecht.de

Letzte Meldung: Das Ja zum Alter

Erinnerung an Dr. Hans-Dieter Friebe

Noch rechtzeitig zum Jahresende 2010 wird das Erinnerungsbuch an den 2008 verstorbenen Psychologen Dr. Hans-Dieter Friebe ausgeliefert, der als langjähriges ESW-Mitglied von Speyer aus vor allem den ESW-Landesverband Pfalz mit Wort und Tat bereichert hat. Friebe hat sich als aktiver evangelischer Christ nach seiner Tätigkeit als Leiter von Erziehungsberatungsstellen des Diakonischen Werks der Pfalz und der Stadt Ludwigshafen ehrenamtlich in vielen Altenheimen und Altenorganisationen mit Referaten und der Leitung von Gesprächsgruppen eingebracht. Aus seinen Aufzeichnungen hat seine Gattin Luise Friebe die zumeist optimistischen Aufzeichnungen zum Alter von Hans-Dieter Friebe im 232-Seiten-Buch „Reden ist Silber, Schwei-

gen ist Gift. Eine Retrospektive zu Werk und Wirken von Dr. Hans-Dieter Friebel" zusammen gestellt. Damit ist Friebels sehnlicher Wunsch am Ende seines Lebens erfüllt, seine Gedanken für einen großen Leserkreis verbreitet zu wissen. Zu lesen sind unter anderem Betrachtungen zu folgenden Stichworten: Älter Werden, Ja zum Alter, Jeder ist einmalig, Gespräche im Altenheim, Alter und Krankheit, Ängste im Alter, Herbstzeit des Lebens, Was ist das Leben?, Miteinander der Generationen, Jung und Alt begegnen sich, Sinn des Lebens, Humor und Friede im Alter, Ich werde noch gebraucht und anderes. Der Verkaufserlös des über Luise Friebel (Bebelstraße 12, 67346 Speyer) zum Preis von 16,80 Euro (zuzüglich Versandkosten) beziehbaren Gedenkbuchs kommt der „Diakonissen Stiftung Speyer“ zugute.

Luise Friebel: Reden ist Silber, Schweigen ist Gift. Eine Retrospektive zu Werk und Wirken von Dr. Hans-Dieter Friebel. 232 Seiten. Römerberg-Speyer: Chroma-Verlag 2010. ISBN 13978-3-9801911-8-0. 16,80 Euro



52. Aktion „Brot für die Welt“

„Es ist genug für alle da“
Die Advents- und Weihnachtszeit ist seit mehr als fünfzig Jahren auch „Brot für die Welt“-Zeit. Am 28. November 2010, dem 1. Advent, beginnt die 52. Aktion mit einer Auftaktveranstaltung in Wiesbaden. Sie steht wie im letzten Jahr unter dem Motto: „Es ist genug für alle da“. „Brot für die Welt“ und die Band Silbermond arbeiten während der 52. Aktion eng zusammen. Die vier Musiker unterstützen den Wiederaufbau in Haiti. Gemeinsam mit der Band Jenix

Brot für die Welt

Postbank Köln 500 500-500

veröffentlichen sie eine Benefiz-Single, auf der sie gegenseitig jeweils einen ihrer Songs covern. Der Erlös der CD „Silbermond trifft Jenix“ kommt der „Brot für die Welt“-Partnerorganisation CES (Centre d'Education Spéciale, Zentrum für Sonderpädagogik) in Haiti zugute. CES betreibt in Port-au-Prince eine Schule für behinderte Kinder, die von dem Erdbeben fast völlig zerstört worden war.



Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3,
90491 Nürnberg
Telefon/Fax: 0911/591602,
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 2-2011 ist der
1. März 2011

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader und Gudrun
Dirscherl, Ludwigshafen;
Kalligraphie: Klaus Dieter
Härtel, Bad Münster am
Stein-Ebernburg;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de